



# SKANDINAVIEN

Mythen, Märchen und andere Geschichten

Katrin Stier | Hrsg.



G

EDITION SOS-KINDERDÖRFER  
GESCHICHTEN AUS ALLER WELT

KANDINAVIEN

Katrin Stier | Hrsg.



# Skandinavien

Mythen, Märchen und andere Geschichten

## INHALT

Vorwort.....	9
Willkommen in Skandinavien .....	11

### I

#### GÖTTER UND MENSCHEN

Tor Åge Bringsvaerd: Ein Riese so groß wie die ganze Welt .....	15
Waltraud Levin: Anfang und Ende der Welt .....	26
Tor Åge Bringsvaerd: Odin, der Allvater .....	29
Norwegisches Volksmärchen: Der Ursprung der Unterirdischen.....	33
Edmund Jacoby: Was uns die Wochentags- namen sagen .....	36

### II

#### KRIEG UND FRIEDEN

Isländersaga: Die Saga von den Leuten aus dem Laxárdal .....	41
Theodor Fontane: Der 6. November 1632 .....	53
Sabatón: Ein Leben lang Krieg.....	56
Willy Brandt: Doppeltes Exil .....	62
Nina Freytag: Deutschenkind – Schicksal einer Soldatentochter .....	72
Gunnar Herrmann: Sprechen Sie Skandinavisch? .....	82
Rasso Knoller: Eine Lesbe, bitte .....	87

### III

#### KÜSTE UND MEER

Hans Christian Andersen: Die kleine Meerjungfrau.....	94
Birgit Sippel-Amon: Das Märchen von der kleinen Meerjungfrau an der Langelinie.....	117
Peter Egge: Wie Peder Solberg heimkam.....	124
Johan Bojer: Die Fischer .....	132

### IV

#### SOMMERSONNE UND WINTERNACHT

Rainer Maria Rilke: Abend in Skåne – Borgeby-Gård .....	152
Ernst Moritz Arndt: Plagegeister.....	154
Astrid Lindgren: Ein Tag im Juni .....	156
Legende: Die Geschichte der heiligen Lucia.....	160
Astrid Lindgren: Das große Aufräumen von Katthult.....	163
Andrea Tebart: Das Wasser des Lebens.....	168
Hjalmar Johansen: Weihnachten am Nordpol .....	171
Tilmann Bünz: Mit dem Bücherbus durch Lappland.....	177

### V

#### STADT UND LAND

Ernst Moritz Arndt: Reise durch Schweden im Jahre 1804 .....	183
Selma Lagerlöf: Die Geschichte der Kerstis vom Moore.....	190

Tania Blixen: Der dicke Mann .....	197
Knut Hamsun: Kleinstadtleben.....	213
Bodil Malmsten: Opa und die Statistik .....	226

### VI

#### LICHT UND SCHATTEN

Berthold Franke: Das Bullerbü-Syndrom.....	236
Rasso Knoller: Und die Welt bleibt draußen.....	250
Astrid Lindgren: Seeräuber.....	255
Per Olov Enquist: Der Mann im Boot.....	260
Lars Gustafsson: Der Aal und der Brunnen .....	278

### VII

#### MÄNNER UND FRAUEN

Norwegisches Volksmärchen: Die Trollfrau.....	279
Jo Nesbø: Die MS Hitra .....	284
Nina Freydag: Frauenwunder.....	295

Glossar .....	302
---------------	-----

Quellenangaben .....	310
----------------------	-----



Norwegen hat viele mythische und mystische Geschichten – nicht nur über Trolle. Als ich einst zu Besuch im SOS-Kinderdorf in Bergen war, konnte ich das hautnah erleben. Das Kinderdorf liegt nahe dem Lyderhorn, einem der sieben kleinen Berge, die die Stadt umgeben. Einige SOS-Kinder und -Mütter nahmen mich auf einen Ausflug mit dorthin. Beim abendlichen Lagerfeuer nahe dem Gipfel erzählte man mir die Geschichte von Anne Pedersdotter, die im 16. Jahrhundert in Bergen gelebt hatte, der Hexerei angeklagt wurde und auf dem Scheiterhaufen starb. Als mir erzählt wurde, dass Anne Pedersdotter noch immer um den Lyderhorn herumfliegt, hüpfen die Kinder fröhlich um mich herum wie kleine Hexen. Mit einem Mal loderte das Lagerfeuer hell auf und ich muss wohl dumm geguckt haben, denn alle, auch die SOS-Mütter kringelten sich vor Lachen.

Später erzählten mir die Kinder gnädig, dass sie das mit fast jedem Besucher machen: Hochführen – Lagerfeuer – Geschichte erzählen und ein bisschen erschrecken. Norwegen ist nicht nur gesegnet mit Geschichten, sondern auch mit leidenschaftlichen großen und kleinen Geschichtenerzählern.

Ich wünsche viel Spaß mit diesem Buch.

*Dr. Wilfried Vyslozil*  
*Vorstand der SOS-Kinderdörfer weltweit*

## WILLKOMMEN IN SKANDINAVIEN



kandinavien – was ist das eigentlich genau? Auf diese Frage gibt es unterschiedliche Antworten: Im geografischen Sinn ist es die skandinavische Halbinsel mit Norwegen und Schweden. Legt man allerdings historische, sprachliche und kulturelle Kriterien zugrunde, so versteht man unter Skandinavien die Länder Dänemark, Norwegen und Schweden. Finnland hat zwar eine Sprache, die keine Gemeinsamkeit mit den Sprachen dieser drei Länder aufweist, dennoch wird es aufgrund der geografischen Lage und der historischen Verbindungen ebenfalls oft zu Skandinavien hinzugezählt. Auch Island, das im Mittelalter von der skandinavischen Halbinsel aus besiedelt wurde, und die politisch zu Dänemark gehörenden Länder Färöer\* und Grönland können als Teile Skandinaviens angesehen werden. Die alten Römer machten es sich ganz einfach: Für sie war »scandinauia« alles, was nördlich von Germanien lag.

Was macht nun diese Länder im Norden aus? Was unterscheidet sie von vielen anderen Ländern der Erde? Was sorgt für ihre Zusammengehörigkeit neben der geografischen Nachbarschaft? Für mich persönlich sind es vor allem die auffälligen Kontraste, die diese Länder prägen und besonders reizvoll machen. Und so waren es auch kontrastierende, gegensätzliche Begriffe, die mich

bei der Auswahl und Zusammenstellung dieser Anthologie geleitet haben.

Am Anfang stehen Texte über *Götter und Menschen*. Der Glaube an vorchristliche Gottheiten und übernatürliche Wesen wurde mit der Christianisierung Skandinaviens ab dem 9. Jahrhundert immer weiter zurückgedrängt. Dennoch zeugen bis heute zahlreiche Kultstätten, Grabstellen und Runensteine von dem alten Glauben. In Norwegen gibt es sogar heute noch eine staatlich anerkannte Glaubensgemeinschaft, die den Asen\*, den alten nordisch-germanischen Göttern, huldigt. Auch der Glaube an Unterirdische und andere Fabelwesen scheint sich hier mit dem Christentum gut zu vertragen. Es heißt, dass sechs von zehn Isländern fest von ihrer Existenz überzeugt sind. Und so kommt es in Island tatsächlich vor, dass ganze Landstraßen verlegt werden, um die Wege der Elfen nicht zu stören.

Die skandinavischen Länder erscheinen in der jüngeren Geschichte als besonders friedlich. Hier wird der Friedensnobelpreis verliehen und Schweden hat beispielsweise seit 1814 an keinem Krieg mehr teilgenommen. Auch das Zusammenleben der nordischen Nachbarn untereinander ist heute von friedlicher Kooperation bestimmt. Doch wenn man weiter zurückgeht in der Geschichte, zeigt sich, dass das bei Weitem nicht immer so war. Die unter der Überschrift *Krieg und Frieden* versammelten Texte erzählen von Wikingern\*, die auf ihren Raubzügen weit übers Meer fuhren und ferne Küsten eroberten,

von den Schweden, die im Dreißigjährigen Krieg\* in Mitteleuropa einfielen, und von den Kriegswirren des 20. Jahrhunderts, die auch an den skandinavischen Ländern nicht spurlos vorübergegangen sind.

Das Leben der Menschen in diesen Ländern ist seit jeher vom Meer geprägt, das zugleich lebensnotwendig und lebensbedrohend ist. Norwegen hat mehr Küstenkilometer als die USA, und auch das kleine Dänemark hat im Verhältnis zu seiner Landfläche besonders viel Küste. Kein Wunder, dass sich das Thema *Küste und Meer* auch in der skandinavischen Literatur häufig widergespiegelt findet.

So hell und strahlend der skandinavische Sommer sein kann, so dunkel und endlos erscheint der lange, kalte Winter. Davon, wie die Menschen gelernt haben, in *Sommersonne und Winternacht* zu leben, erzählen Texte von so unterschiedlichen Autoren wie Rainer Maria Rilke\*, Astrid Lindgren\* oder dem Polarforscher Hjalmar Johansen.

Je weiter man in den skandinavischen Ländern nach Norden kommt, desto weniger Menschen wohnen dort. Während in Deutschland durchschnittlich 225 Einwohner auf einem Quadratkilometer leben, sind es in Schweden nur 21 und in Norwegen 13, in Island sogar nur etwas mehr als drei. In einem dünn besiedelten Land macht sich der Kontrast zwischen *Stadt und Land* besonders stark bemerkbar. Vor allem früher, bevor es moderne Transportmittel gab, waren viele Gegenden extrem abgelegen. Der Weg in die nächste kleine Stadt war weit und beschwerlich, das Leben dort fremd, eine andere Welt.



Wie sehr die Geschichten von Astrid Lindgren unsere Vorstellung von Schweden und ganz Skandinavien geprägt haben, legt der Aufsatz »Das Bullerbü-Syndrom« dar. Eine idealisierte, heile Welt mit glücklichen Kindern und intakter Umwelt. Im Gegensatz dazu steht das äußerst düstere Bild einer modernen Gesellschaft, wie es in vielen aktuellen Kriminalromanen aus Skandinavien erscheint: *Licht und Schatten*.

*Männer und Frauen* unterscheiden sich in Skandinavien natürlich ebenso wie überall sonst auf der Welt, aber vielleicht sind sie dort schon immer ein bisschen gleicher als in anderen Ländern. Davon zeugen bereits Isländersagas oder alte Volksmärchen, die von überraschend starken Frauen erzählen.

Die in diesem Buch versammelten Texte sollen neugierig machen auf die Vielfalt unserer Nachbarländer im Norden, ihre Einwohner, ihre Geschichte, ihre Traditionen und ihre Literatur. Die Schönheit der Landschaft, die einsame Natur, die Weite des Meeres, liebliche Seen, raue Berge und eisige Kälte muss man wohl selbst vor Ort erfahren, aber vielleicht kann diese Anthologie ein kleiner Vorgeschmack, eine Art literarische Rundtour sein, die Erinnerungen weckt oder Lust macht auf eine richtige Reise nach Skandinavien.

\* Mit Sternchen gekennzeichnete Namen und Begriffe werden im Glossar, Seite 302 – 309, erläutert.

## I GÖTTER UND MENSCHEN

### TOR ÅGE BRINGSVAERD EIN RIESE SO GROSS WIE DIE GANZE WELT

*Wie überall auf der Erde gibt es auch in Skandinavien Mythen und Erzählungen über die Entstehung der Welt. Sie erklären, woher der Mensch kommt, welche Mächte seine Umwelt geformt haben und mit welchen Wesen und Göttern er seinen Lebensraum teilen muss. Feuer und Eis, Licht und Dunkelheit – schon in den alten Mythen stoßen wir auf Gegensätze, die unser Bild von Skandinavien prägen.*



Wo kommt der Nebel her? Das weiß kein Mensch. Und wer hat den ersten Funken gezündet? Niemand weiß es. Eines aber steht fest: Am Anfang war die Kälte und das Feuer. Auf der einen Seite war da Niflheim; dort herrschten Nebel und Frost. Auf der andern Seite war Muspilheim; und dort gab es nichts als ein Meer von zischenden Flammen. Was den Nebel vom Feuer trennte, war ein riesiger, bodenloser Schlund; und aus dieser gewaltigen Leere, dem Abgrund zwischen Licht und Dunkelheit, ist alles, was lebt, hervorgegangen, und das kam so.

Irgendwo in Niflheim gab es eine Spalte im Eis, aus der ein mächtiges Wasser schoss. Dieser Strom schäumte auf

den großen Schlund zu und stürzte sich hinein. Aber weil es kalt war, froh das Wasser zu großen Eiszapfen, und je länger das ging, desto mächtiger wurde das Eis auf der einen Seite des großen Schlundes.

Aber da auf der anderen Seite, dort, wo Muspilheim lag, tanzten die Funken, und die Flammen erwärmten die Luft. Tief im Schlund kämpften Hitze und Kälte miteinander, und das Eis fing an zu schmelzen. Was die Kälte geformt hatte, die Wärme erweckte es zum Leben. So entstand das erste Wesen. Es war von menschenähnlicher Gestalt, aber kein Mensch hatte solche Ausmaße. Denn Ymer, so hieß es, war ein Riese, und ein größerer Riese hat nie gelebt.

Doch wovon sollte dieser Ymer leben? Von Feuer und Eis kann sich kein lebendiges Wesen ernähren. Als er sich umsah, merkte Ymer, dass er nicht allein auf der Welt war. Denn aus dem geschmolzenen Eis war noch ein anderes Ungeheuer hervorgegangen, das Hörner und Euter trug und von sanfter Natur war: eine riesige Kuh, aus deren gewaltigen Zitzen Ströme von Milch rannen.

Wer anders als Ymer sollte sie melken? So waren sie beide zufrieden; die Kuh brauchte nicht mehr lange nach einem Abnehmer für ihren Überfluss zu suchen und der Riese musste nicht verhungern.

Trotzdem, irgendetwas fehlte der ersten Kuh, die bei all ihrer Größe so wie alle andern Kühe war, nur dass sie nicht wusste, wonach ihr der Sinn stand. Sie schnüffelte und probierte alles, was in der Nähe war, bis sie ein paar

reifbeschlagene Steine fand, die nach Salz schmeckten. Davon konnte die Kuh, genau wie alle Kühe, die später auf die Welt kamen, gar nicht genug kriegen, bis sie an einen ganz besonderen Stein geriet. Als sie ihn mit ihrer riesigen Zunge ableckte, ahnte sie nicht, was sie damit angerichtet hatte. Noch am selben Abend nämlich wuchs aus dem Stein ein Haar hervor. Am andern Tag kam ein Gesicht und dann ein ganzer Kopf zum Vorschein, und am dritten Tag der ganze Leib eines großen, schönen Mannes. So kam Böhre auf die Welt, der Stammvater aller Götter, die wir die Asen nennen.

Doch unterdessen war auch Ymer, der erste Riese, nicht faul gewesen. Zwar schlief er viel, aber während er vor sich hin schnarchte, fing er an zu schwitzen, und aus seinen Achselhöhlen gingen zwei neue Wesen hervor, ein Mann und eine Frau. Auf dieses Wunder waren nun aber seine Füße eifersüchtig. Sie paarten sich miteinander und gebaren einen Sohn mit sechs Köpfen. So ist das Geschlecht der Riesen oder Trolle\* entstanden, und von da an gab es kein Halten mehr. Die neuen Geschöpfe bekamen Kinder, und ihre Kinder bekamen wieder Kinder, bis auf den heutigen Tag.

Am Anfang muss es ziemlich friedlich zugegangen sein auf der Welt. Die Asen und die Riesen kamen gut miteinander aus. Böhre, der allererste Ase, hatte einen Sohn, der sich mit einer Riesentochter zusammentat, und aus dieser Liebschaft ist Odin hervorgegangen, der später zum

Häuptling aller Götter werden sollte. Aber einem solchen Frieden war auf die Dauer nicht zu trauen.

Denn der Riese Ymer gab keine Ruhe. Zwar war er faul und träge, und etwas anderes, als Milch von seiner Kuh zu saufen und zu schlafen, fiel ihm nicht ein. Doch dabei schwoll sein riesiger Leib immer weiter an und er gebar immer neue und ziemlich erschreckende Trolle, die bedrohliche Mienen aufsetzten. Bald wimmelte es überall von solchen Riesenkindern. Odin und seinen Brüdern gefiel das gar nicht, denn sie waren in der Minderheit, und sie wussten, wie schlecht es einer Minderheit ergehen kann, wenn sie sich nicht ihrer Haut wehrt. Eines Tages kamen sie zu dem Schluss, dass es so nicht länger weitergehen konnte. Jetzt reicht es, sagten sie sich, wenn wir nichts tun, sind wir bald am Ende. Wir müssen einen Aufstand gegen Ymer, den Großvater aller Riesen, und gegen seine Brut riskieren.

Gesagt, getan. In aller Heimlichkeit schneiden Odin und seine Brüder mächtige Spieße aus den Bäumen und schleichen sich an den Riesen heran, der wie immer mit vollem Bauch schnarchend daliegt. Die Überraschung ist auf ihrer Seite. Das Blut spritzt aus den Wunden des Riesen. Ymer brüllt so laut, dass die Gletscher kalben und Eisberge ins Wasser stürzen. Bald haben die Asen gesiegt und der größte aller Riesen ist tot. Er hat so viel Blut verloren, dass seine Kinder in der Flut ertrinken. Sie werden in den alten Schlund gespült und verschwinden im Abgrund. Wahrscheinlich ist dabei auch die Große Kuh mit-

gerissen worden, denn seitdem hat niemand mehr von ihr gehört und niemand hat sie wieder gesehen.

Nur zwei der Riesenkinder konnten sich retten, ein Paar, das schlau genug war, sich im Nebel zu verstecken. Diesen beiden verdankt das Riesengeschlecht sein Überleben. Doch vom Tag der ersten Schlacht an sind es die Götter, die das Heft in der Hand halten, und sie machen sich sogleich ans Werk.

Den toten Ymer schleppen sie bis an den Rand des großen Weltschlundes – eine schwere Arbeit, nach der sie sich erst einmal drei Tage ausruhen müssen. Dann legen sie ihn über den Abgrund, der unter dem riesigen Leichnam verschwindet. Sie überlegen lange, was man mit dem Toten anfangen kann. Vielleicht kann man eine ganze Welt aus ihm erschaffen? Er hat so viel Blut verloren, dass es für ein ganzes Meer reicht. Und aus seinem Fleisch kann man das feste Land machen; aus seinen Knochen Berge und Klippen; aus seinen Knöcheln und Zähnen Gestein und Geröll; aus dem Haar Bäume und Gras. Am Ende bleibt nur noch der Schädel. Die Hirnschale des Riesen setzen die Götter wie eine Kuppel über alles, was sie erschaffen haben, und so ist das Himmelsgewölbe entstanden. Das Gehirn aber werfen sie hoch in die Luft, wo es zerflattert, und so sind die Wolken zustande gekommen, die über den Himmel ziehen.

Doch damit war die Welt noch lange nicht fertig. Zum Beispiel fehlen immer noch die Zwerge, die Unterirdischen, die in Grotten und Höhlen leben. Auch sie sind

aus Ymers großer Leiche hervorgegangen; denn es waren keine gewöhnlichen Würmer, die sich an ihr gütlich taten – o nein! Ohne die Zwerge sähe die Welt ganz anders aus; man verdankt ihnen die Schmiedekunst, die sie erfunden haben, und manches andere. Allerdings, es ist wenig Verlass auf sie; manchmal schlagen sie sich nämlich auf die Seite der Trolle. Trotzdem – ohne sie geht es nicht. Das sahen auch die Götter ein, und sie erwählten vier von ihnen, um das Himmelsgewölbe zu stützen und die vier Ecken der Welt zu bewachen. Diese vier heißen Osten, Westen, Norden und Süden. Also auch für die Himmelsrichtungen müssen wir uns bei den Zwergen bedanken.

Nun war es den Asen aber am Himmel noch zu dunkel. Im warmen Muspilheim, ganz im Süden, wo das Feuer zu Hause war, holten sie sich Funken und hefteten sie an den Himmel. Dort hängen sie heute noch auf der Innenseite des alten Riesenschädels. So sind die Sterne entstanden.

Und wie ging es weiter? Nun, Odin hatte zwei Brüder. Der eine hieß Wile und war sehr klug. Der andre hieß We und hatte scharfe Augen, gute Ohren und war sehr beredt. Eines Tages gingen sie alle drei am Strand spazieren und fanden dort zwei große Hölzer, die die Flut an Land getrieben hatte. »Seht nur«, sagte We, »dieses Strandholz sieht ja fast aus wie wir.« – »Wieso denn?«, fragte Odin. »Ganz einfach«, sagte Wile, »das hier ist der Kopf, das sind die Arme, und zwei Beine haben sie auch.« Nun muss man wissen, dass die Götter gerne spielen, und so nahmen sie, nur zum Spaß, die beiden Stöcke in die Hand, stellten sie

auf und kleideten sie ein. Odin hauchte ihnen Leben ein, sodass sie atmen konnten, Wile gab ihnen Vernunft und Verstand, und We verlieh ihnen die Gabe des Gehörs, des Gesichtes und der Rede. Warmes Blut pulsierte durch ihre Adern, und ihr Haar, ihre Haut, ihre Augen nahmen Farbe an. Nun waren sie kein Strandgut mehr, sondern ein Mann und eine Frau. Die Asen nannten sie Asch und Embla, und von diesen beiden Eltern stammt die ganze Menschheit ab.

Nun gab es zwar Asen, Trolle und Menschen, aber es war sonderbar still auf der Welt. Irgendetwas fehlte! Wahrscheinlich war es Wile, der als Erster verstand, was es war. »Wisst ihr, warum sich hier nichts rührt?«, fragte er seine Brüder. »Uns fehlt die Zeit! Es ist immer dasselbe am Himmel, weder wird es richtig hell noch richtig dunkel. So kann es nicht weitergehen.«

Da fiel ihnen eine Riesenfrau ein, die ganz besonders dunkel war. Sie hieß Nott, und sie hatte einen Liebhaber unter den Asen, der mit ihr einen Sohn namens Dag zeugte und der war ausnehmend hell. Die beiden, sagte Wile, sollten wir besuchen.

Das leuchtete Odin ein. Er ging zu Nott und Dag, und beide, Mutter und Sohn, gefielen ihm so sehr, dass er ihnen Pferde und Wagen schenkte. »Habt ihr Lust, über die ganze Welt zu reisen?«, fragte er. »Warum nicht?«, antworteten sie.

»Aber die Reise geht hoch hinaus«, gab Odin zu bedenken, »so hoch, dass ihr alles sehen könnt, und sie nimmt

kein Ende.« Nott und Dag schreckte das nicht und so hob Odin sie zum Himmel empor. Nott fuhr als Erste los. Ihr Ross hatte Raureif in der Mähne und am Morgen fallen Schaumtropfen aus seinem Maul. Das ist der Tau, der in der Frühe auf den Wiesen liegt.

Kaum war Nott auf dem Heimweg, da machte sich Dag auf die Reise. Sein Ross schimmert, und seine Mähne leuchtet blendend hell. Seit der ersten Fahrt dieser beiden kann man Tag und Nacht unterscheiden, man weiß, wie spät es ist, und kann die Tage und die Jahre zählen.

Das Licht des Tages kommt also nicht von der Sonne, wie wir gerne glauben. Natürlich, auch Sonne und Mond sind aus den Funken erschaffen, von denen Muspilheim sprüht, und es ist auch wahr, dass beide auf ihrem Wagen über den Himmel ziehen. Aber wer passt darauf auf, dass sie nicht herunterfallen? Und wer lenkt ihre Pferde? Das sind zwei Menschenkinder, ein Junge und ein Mädchen. Die waren so schön, und ihr Vater war so stolz auf sie, dass er die Tochter Sonne nannte und den Sohn Mond. Das fanden die Asen reichlich übermütig, und sie beschlossen, dem stolzen Vater die Kinder wegzunehmen. Die Tochter muss seitdem die Rösser des Sonnenwagens und der Sohn die Mondpferde lenken.

Das ist nicht einfach; denn die beiden sind immer in Eile. Immerzu sind nämlich zwei Wölfe hinter ihnen her, die nach ihnen schnappen und sie verschlingen wollen. Das sind keine gewöhnlichen Bestien. Es sind die Kinder einer alten Trollfrau, die weit im Osten lebt, im Walde

Eisenholz. Diese Frau hat noch viele andere Riesen in die Welt gesetzt und alle haben die Gestalt von Wölfen. Bis auf den heutigen Tag haben Sonne und Mond den Wettlauf mit ihren Verfolgern gewonnen, und man kann nur hoffen, dass es dabei bleibt.

Bleibt nur noch die Frage, wo der Wind herkommt. Auch er ist aus dem Geschlecht der Trolle hervorgegangen, aber er gehört nicht zu den Wolfskindern, sondern hat die Gestalt eines riesigen Adlers. Er wohnt im hohen Norden, und sobald er sich in die Lüfte erhebt und mit seinen gewaltigen Schwingen schlägt, stürmt es und überall fliegen die Pfannen vom Dach.

Eigentlich war die Welt nun so ziemlich fertig. Natürlich gab es dauernd Streit zwischen Asen und Trollen; aber manchmal setzte sich der eine oder die andere über die alte Feindschaft hinweg und dann kam es zu heißen Liebschaften. So war ja auch die Nacht entstanden. Sogar Odin fand nichts dabei, hin und wieder eine Trollfrau zu umarmen; denn auch in Jotunheim, wo die Trolle zu Hause sind, gab es schöne Mädchen. Doch vor allem sind die Riesen gefährliche Wesen, denen man nicht über den Weg trauen kann.

Besonders die Menschen müssen sich vor ihnen hüten; denn wer kommt schon gegen einen Riesen an? Das sah auch Odin ein, und so beschloss er, den Menschen zu Liebe eine Burg zu bauen. Nicht irgendwo am Rand der Welt, sondern in der Mitte. Dort befahl der Häuptling der

Götter, einen Bauplatz zu roden. Allerdings, eine Frage bereitete den Asen Kopfzerbrechen. Ziegel und Balken waren noch nicht erfunden. Wo gab es ein Material, das fest genug war, um eine Burg zu errichten?

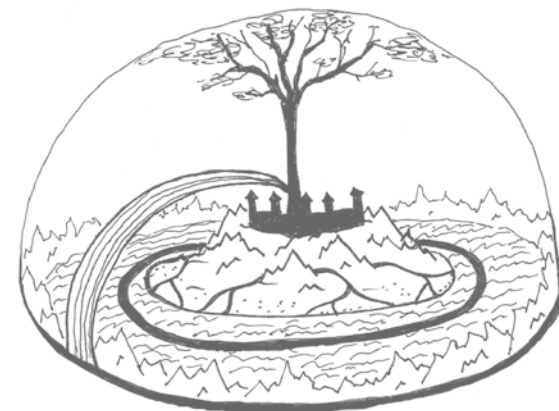
Die Asen erinnerten sich an die Erschaffung der Welt, und da fiel ihnen etwas ein, was sie damals weggeworfen hatten, weil sie dachten, dass es zu nichts nütze war. Das waren die Augenbrauen und die Wimpern Ymers, des ersten Riesen. Die waren so dick und stabil wie die besten Balken. Es dauerte nicht lange und die Burg war fertig. Eine weitläufige Mauer umgab den Bezirk, der Mitgard heißt und der zur Heimat der Menschen wurde. Dort konnten sie sich sicher fühlen.

Selbstverständlich dachten die Asen nicht daran, sich mit den Menschen allzu gemein zu machen. Sie wollten gern in ihrer Nähe wohnen, aber nicht im selben Haus. Deshalb errichteten sie hoch über Mitgard eine ganz besonders prächtige Burg, die sie Asgard nannten, und damit es ganz klar war, wer hier das Sagen hatte, legten sie zwischen ihre Festung und der Welt der Menschen eine große, leuchtende Brücke. Sie heißt Bifrost und das bedeutet so viel wie »Der zitternde Weg«. Die Menschen nennen sie den Regenbogen. Über diese Brücke können nur die Asen reiten, denn das Rot im Regenbogen ist flammendes Feuer. So hält man sich ungebetene Gäste vom Leib.

Bescheiden kann man es nicht nennen, wie sich die Götter eingerichtet haben. In Asgard gibt es nämlich viele prächtige Häuser und Festsäle, und es ist klar, dass das

allerschönste Schloss Odin gehört. Es ist in- und auswendig vergoldet und liegt genau in der Mitte. Hier hat Odin seinen Hochsitz. Wenn er sich auf seinem Thron niederlässt, kann er die ganze Welt überblicken. Er sieht, dass die Erde rund ist, natürlich nicht wie ein Ball, sondern wie eine große Scheibe mit Kreisen, die ineinander liegen wie die Jahresringe eines alten Baumes. Ganz draußen schäumt das große Weltmeer. Im äußersten Rand des Erdkreises liegen Jotunheim und Einöd, wo die Riesen oder Trolle zu Hause sind, im Inneren liegt Mitgard, wo die Menschen wohnen; ganz im Zentrum, in Asgard, haben sich die Asen eingerichtet, und in der Mitte der Mitte wohnt Odin, der sein Schloss auf einer großen Wiese gebaut hat.

Genau dort haben die Götter auch ihren Hofbaum gepflanzt, die Esche Yggdrasil. Ihre Krone reicht bis in den Himmel und ihre immergrünen Äste streckt sie über die ganze Welt aus.



Märchen personalisiert. Die Sonne ist bei den Germanen weiblich, so wie der Mond männlich ist – umgekehrt wie bei den Römern und den romanischen Völkern. Der Name Sonntag ist im Übrigen ein Beleg für das Alter der germanischen Wochentagsnamen, denn schon bald nach der Einführung der christlichen Siebentagewoche wurde im Römischen Reich die Benennung des Sonntags nach der Sonne durch die Bezeichnung »Tag des Herrn« (der im Italienischen wie im Lateinischen »domenica« heißt) ersetzt, während sich in den germanischen Sprachen »Sonntag« erhalten hat.

Fassen wir zusammen, was unsere Untersuchung der Wochentagsnamen ergeben hat: Erstens, die wichtigsten Götter des germanischen Pantheons waren schon im 4. Jahrhundert dieselben wie in der *Edda* des 13. Jahrhunderts: Der kluge Odin/Wodan mit seiner Gemahlin Frigg/Frîja, der Donnergott Thor/Donar, der Kriegsgott Týr/Ziu und der undurchsichtige Loki. Zweitens: Odin/Wodan war noch nicht eindeutig der oberste der Götter. Er galt nur als der »schlaue Gott«, während Thor mit dem römischen Göttervater Jupiter gleichgesetzt wurde. Týr/Ziu, der einmal der Obergott gewesen sein muss, ist dagegen auf die Rolle eines reinen Kriegsgotts zurückgestutzt.

So erweisen sich die Wochentagsnamen also bei dektivistischer Analyse als eine der wichtigsten Quellen der germanischen Religionsgeschichte.

## II KRIEG UND FRIEDEN

### ISLÄNDERSAGA DIE SAGE VON DEN LEUTEN AUS DEM LAXÁRDAL

*Es gibt zahlreiche nordische Sagas, die über Geschehnisse aus der Zeit der Wikinger\* Auskunft geben. Sie beschreiben detailliert und unter genauer Namensnennung, wer welche Eroberungszüge ausgeführt hat und wo sich einzelne Familien angesiedelt haben. Die Isländersagas gehören zu den bedeutendsten literarischen Leistungen des mittelalterlichen Europas. Sie schildern Ereignisse, die sich zwischen der Besiedlung Islands im 9. Jahrhundert und dem 11. Jahrhundert zugetragen haben, und gehen vermutlich auf mündlich überlieferte Erzählungen zurück. Niedergeschrieben wurden sie allerdings erst zwischen 1150 und 1350. Phantastische Elemente sind kaum enthalten; es handelt sich weitgehend um realistische Schilderungen. Auffällig ist, dass auch hier bereits von einer starken Frau erzählt wird, welche die Geschicke ihrer weitläufigen Familie lenkt.*



in Mann hieß Ketill Flatnef, Sohn des Björn Buna. Er war ein reicher Herse\* in Norwegen und stammte aus einer angesehenen Familie. Er lebte im Romsdal, in der nach diesem Tal benannten Landschaft. Sie liegt zwischen Nord- und Sunnmøre. Zur

Frau hatte Ketill Flatnef Yngvild, die Tochter des berühmten Ketill Veð. Sie hatten fünf Kinder. Einen der Söhne nannte man Björn aus dem Osten, einen zweiten Helgi Bjólan. Þórunn Hyrna hieß eine Tochter Ketills, die die Frau Helgi des Mageren wurde, und der war ein Sohn von Eyvind dem Norweger und der Rafarta, einer Tochter des Irenkönigs Kjarval. Unn Djúpúðga war die zweite Tochter Ketills, die Ólaf Hvíti bekam, ein Sohn des Ingjald, Sohn des Dänenkönigs Fróði Frækni, den die Svertlingar erschlugen. Jórunn Manvitsbrekka hieß die dritte Tochter Ketills. Sie war die Mutter Ketills, des verrückten Christen, der in Kirkjubær Land nahm. Sein Sohn war Ásbjörn, der Vater Þorsteinns, der wiederum der Vater Surts war und der Vater des Gesetzessprechers Sighvat.

Gegen Ende von Ketills Tagen wurde die Herrschaft von König Harald Schönhaar\* so drückend überlegen, dass Könige anderer Gegenden oder sonstige Mächtige nicht mehr bestehen konnten, sofern nicht er ihnen einen Titel verlieh. Als Ketill davon hörte, dass König Harald ihm das Gleiche zudachte wie anderen Großen, nämlich für getötete Verwandte keine Buße mehr fordern zu dürfen und selbst zu einem Dienstmann herabgedrückt zu werden, da rief er seine Angehörigen zusammen und eröffnete ihnen Folgendes: »Euch ist unser Verhältnis zu König Harald hinlänglich bekannt, und ich brauche es nicht noch einmal eigens darzulegen, denn wir müssen dringend über neue Schwierigkeiten reden, die uns bevorstehen. König Haralds feind-

selige Einstellung uns gegenüber ist mir inzwischen bestätigt worden, und mir scheint, von ihm können wir wenig Sicherheit erwarten. Wie es aussieht, bleiben uns nur zwei Möglichkeiten, entweder wir verlassen das Land oder wir werden einer nach dem anderen in unseren Betten erschlagen werden. Ich persönlich zöge es vor, den gleichen Todestag wie meine Freunde und Verwandten zu haben, aber ich möchte euch mit dem, was ich jetzt sage, nicht in eine schwierige Lage bringen, denn mir ist eure Einstellung bekannt, dass ihr mich auch dann nicht im Stich lassen wollt, wenn es einigen Mut erfordert, bei mir zu bleiben.«

Ketills Sohn Björn sagte darauf: »Meinen Willen habe ich schnell erklärt. Ich will dem Beispiel respektabler Männer folgen und das Land verlassen. Ich glaube nicht dadurch größer zu werden, dass ich zu Hause auf die Knechte König Haralds warte, die uns von unseren Besitzungen vertreiben oder gar umbringen werden.«

Beifall erhob sich, und man fand, das sei beherzt gesprochen. Es wurde der Beschluss gefasst, dass sie auswandern wollten, denn die Söhne Ketills drängten sehr darauf, und niemand sprach sich dagegen aus. Björn und Helgi wollten nach Island fahren, denn sie meinten, von dort viel Vorteilhaftes gehört zu haben, das Land sei gut und man brauche es nicht einmal zu kaufen, es trieben Wale an und es gebe jede Menge Lachs. Fischen könne man das ganze Jahr über.

»Zu diesen Fischgründen komme ich auf meine alten Tage nicht mehr«, bemerkte Ketill und legte seine eigenen



Pläne offen. Er wollte übers Meer lieber nach Westen segeln, da lasse es sich gut leben. Er kannte jene Länder gut, denn er hatte dort ausgedehnte Raubzüge unternommen.

Im Anschluss gab Ketill ein großes Fest. Bei dem verheiratete er seine Tochter Þórunn Hyrna mit Helgi dem Mageren, wie bereits geschrieben wurde. Danach bereitete Ketill seine Ausreise nach Westen übers Meer vor. Seine Tochter Unn begleitete ihn und ebenfalls viele andere, die zu ihm hielten. Die Söhne Ketills fuhren im gleichen Sommer nach Island und ebenso ihr Schwager Helgi der Magere. Björn Ketilson erreichte mit seinem Schiff den Breiðafjord im Westen, segelte in den Fjord hinein und an seinem südlichen Ufer entlang bis dahin, wo ein weiterer Fjord ins Land einschneidet; dort erhob sich ein hoher Berg auf einer Landzunge, und nicht weit vor dem Ufer lag eine Insel. Björn verkündete, da wollten sie sich für eine Weile niederlassen. Mit einigen Männern ging er an Land und erkundete es in Ufernähe; viel Raum war nicht zwischen Strand und Berg. Doch ihm erschien der Ort bewohnbar. In einer Bucht fand Björn die Pfeiler eines Hochsitzes angetrieben; da glaubten sie, ihnen sei der Platz zum Bau ihres Hauses gewiesen worden. Dann ergriff Björn Besitz von allem Land zwischen dem Fluss Stafá und dem Hraunsfjord und richtete sich an dem Ort ein, der seitdem nach ihm Bjarnarhöfn heißt. Ihn selbst nannte man Björn den Ostmann. Seine Frau war Gjalgaug, eine Tochter Kjallaks des Älteren; ihre Söhne waren

Óttar und Kjallak. Der Sohn des Letzteren hieß Þorgrím; er wurde der Vater von Víga-Styr und Vermund. Eine Tochter Kjallaks hieß Helga. Sie bekam Vestar auf Eyri, der Sohn Þórólf Blöðruskallis, der Eyri als Erster in Besitz nahm. Ihr Sohn war Þórlák, der Vater Steinþórs auf Eyri.

Helgi Bjólan landete mit seinem Schiff an der Südküste, nahm ganz Kjalarnes zwischen Kollafjord und Hvalfjord und lebte bis zu seinem Tod auf Esjuberg.

Helgi der Magere erreichte mit seinem Schiff die Nordküste und nahm den gesamten Eyjafjord zwischen Siglunes und Reynisnes und wohnte in Kristnes. Von ihm und Þórunn stammt das Geschlecht der Eyfirðingar.

Ketill Flatnef führte sein Schiff nach Schottland und wurde dort von hochstehenden Leuten freundlich empfangen, denn er war ein berühmter Mann und von bester Abstammung. Sie boten ihm an, sich niederzulassen, wo und wie es ihm beliebte. Ketill und sein Anhang siedelten sich dort an, bis auf seinen Enkel Þorsteinn, der sogleich einen Kriegszug durch weite Teile Schottlands unternahm und überall den Sieg davontrug. Später schloss er ein Abkommen mit den Schotten und erhielt das halbe Land, dessen König er wurde. Verheiratet war er mit Þuríð Eyvindardóttir, einer Schwester Helgis des Mageren. Die Schotten hielten sich nicht lange an das Abkommen und brachen ihm die Treue. Ari Þorgilsson der Gelehrte berichtet über den Tod Þorsteinns, dass er bei Caithness gefallen sei.

Unn Djúpúðga hielt sich auf Caithness auf, als ihr Sohn Þorsteinn fiel; und nachdem sie die Nachricht erhalten hatte, dass Þorsteinn umgekommen war – auch ihr Vater war bereits gestorben –, da glaubte sie, ihre Macht dort nicht wieder aufrichten zu können. Daraufhin ließ sie heimlich im Wald einen Knörr\* bauen, und als das Schiff fertig war, belud sie es und sie hatte eine Menge an Hab und Gut zu verstauen. Sie nahm all ihre Angehörigen mit sich, die noch am Leben waren, und man ist allgemein der Ansicht, dass sich kaum ein anderes Beispiel finden lässt, in dem eine Frau aus solchem Unfrieden mit derart großem Reichtum und so großem Gefolge entkommen ist. Daraus darf man schließen, dass sie anderen Frauen weit überlegen war.

Unn hatte eine ganze Reihe von Männern in ihrer Begleitung, die viel wert und von vornehmer Abstammung waren. Unns hochrangigster Begleiter hieß Koll. Er stammte aus der vornehmsten Familie von allen und trug den Titel eines Hersen. Dann gehörte noch ein Mann namens Hörð zu Unns Begleitung, ebenfalls aus bester Familie und sehr angesehen.

Als sie zur Abfahrt bereit war, nahm Unn mit ihrem Schiff Kurs auf die Orkneys\* und hielt sich eine Weile dort auf. Da verheiratete sie Þorsteinns Tochter Gró. Sie wurde die Mutter der Greilöð, die Jarl\* Þorfinn zur Frau nahm, der Sohn von Jarl Torf-Einar, einem Sohn des Jarls Rögnvald von Møre. Ihr Sohn war Hlöðver, der Vater Jarl Sigurðs, des Vaters von Jarl Þorfinn, und aus dieser Linie

stammen sämtliche Jarle der Orkneyingar. Danach fuhr Unn weiter zu den Färöern\* und blieb auch dort eine Zeitlang. Da verheiratete sie die zweite Tochter Þorsteinns mit Namen Ólöf. Daraus ging die beste Familie der Inseln hervor, die man Götuskeggjar nannte.

Als Nächstes bereitet Unn ihren Aufbruch von den Färöern vor und erklärt der Besatzung ihres Schiffs, nun wolle sie nach Island. Mit sich nimmt sie den Sohn von Þorsteinn dem Roten, Ólaf Feilan, und seine noch unverheirateten Schwestern. Darauf sticht sie in See, hat eine gute Überfahrt und erreicht Land an der Südküste bei Vikrarskeið; dort aber zerschellt das Schiff, die Menschen allerdings können sich retten und die Ladung bergen.

An der Spitze von zwanzig Mann sucht Unn ihren Bruder Helgi auf. Als sie dort eintrifft, geht er ihr entgegen und lädt sie ein, sie mit neun Männern ihrer Begleitung bei sich aufzunehmen. Sie aber antwortet verärgert, sie habe nicht gewusst, dass er ein so kleinlicher Mensch sei, und reitet davon. Stattdessen will sie ihren Bruder Björn am Breiðafjord aufsuchen, und als der von ihrem Kommen erfährt, reitet er ihr mit großem Gefolge entgegen, heißt sie großartig willkommen und lädt sie mit ihrer gesamten Begleitmannschaft zu sich ein, denn er kannte ihren hochmütigen Stolz. Ihr gefiel das alles sehr und sie dankte ihm für seine noble Art. Den Winter über blieb sie bei ihm, und man bewirtete sie auf großzügige Weise, denn Mittel dazu waren vorhanden und es wurde an nichts gespart.

Im nächsten Frühjahr setzte sie über den Breiðafjord und kam zu einer Landzunge, wo sie ihr Frühstück einnahmen. Dort heißt es seitdem Dögurðarnes oder Frühstückskap und das springt bei den Meðalfellsströnd vor. Dann lief sie mit ihrem Schiff in den Hvammsfjord ein, kam zu einer weiteren Landzunge und hielt sich eine Weile dort auf. Da verlor Unn ihren Kamm und es heißt dort seitdem Kambsnes. Anschließend erkundete sie alle Täler des Breiðafjords und nahm von so viel Land Besitz, wie es ihr gut dünkte. Dann ließ Unn ihr Schiff ganz ans Ende des Fjords steuern; da lagen die Hochsitzpfeiler an Land getrieben, und damit war es für sie offenbar, wo sie ihren Wohnsitz nehmen sollte. Da, wo es seitdem Hvamm heißt, ließ sie einen Hof erbauen und wohnte dort. Im gleichen Frühjahr, in dem Unn in Hvamm Haus und Hof errichtete, erhielt Koll Þorgerð zur Frau, die Tochter Þorsteinns des Roten. Die Hochzeitsfeier richtete Unn aus und sie gab Þorgerð das gesamte Laxárdal als Mitgift. Koll erbaute da einen Hof am Südufer der Laxá. Er war ein äußerst angesehener Mann. Ihr Sohn war Höskuld.

Anschließend verteilte Unn an mehrere Männer Land aus ihrer Landnahme. Hörð verlieh sie das ganze Hörðadal bis zur Skraumuhlaupsá. Er wohnte auf Hörðabólstað und war ein herausragender Mann mit zahlreichen bedeutenden Nachkommen. Sein Sohn war Ásbjörn Auðgi, der auf Ásbjarnarstaðir im Örnólfsdal lebte. Er hatte

Þorbjörg zur Frau, die Tochter des Miðfjord-Skeggi. Ihre Tochter hieß Ingibjörg, die Illugi Svarti heiratete. Deren Söhne waren Hermund und Gunnlaug Ormstungs. Man nannte die Familie die Gilsbekkingar.

Zu ihren Leuten sagte Unn: »Nun sollt ihr den Lohn für euren Einsatz erhalten, und uns fehlt es jetzt auch nicht an Mitteln, euch eure Mühe und euren guten Willen zu vergelten. Es ist euch bekannt, dass ich Erp, dem Sohn des Jarl Meldun, die Freiheit geschenkt habe. Ich wollte einen Mann von solch hoher Abkunft nicht Knechtsnamen tragen lassen.« Und sie gab ihm Sauðafelleland zwischen den Flüssen Tunguá und Miðá. Seine Kinder waren Orm und Ásgeir, Gunnbjörn und Halldís, die Álf in den Dalir zur Frau nahm.

Sökkólf gab sie Sökkólfsdal, wo er bis in sein Alter wohnen blieb. Einer ihrer Freigelassenen hieß Hundi, er stammte aus Schottland; dem verlieh sie Hundadal. Vífill war ein vierter Knecht von Unn. Dem schenkte sie Vífillsdal. Die vierte Tochter Þorsteinn Rauðs hieß Ósk. Sie war die Mutter von Þorsteinn Sun dem Klugen, der die Sommerschaltwoche\* einführte. Þórhild hieß die fünfte Tochter Þorsteinns, die Mutter Álfs in den Dalir, von dem viele ihre Abstammung herleiten. Seine Tochter war Þorgerð, die spätere Frau von Ari Másson auf Reykjanes, dem Sohn von Atli, dem Sohn von Úlf Skjálgi und Björg Eyvindardóttir, einer Schwester Helgis des Mageren. Vigdís schließlich hieß die sechste Tochter Þorsteinns. Von ihr kommen die Leute auf Höfði im Eyjafjord.

Ólaf Feilan war das jüngste von Þorsteinns Kindern. Er war ein großer und starker Mann, sah gut aus und war ausgesprochen tüchtig. Unn schätzte ihn mehr als alle anderen, und sie erklärte ihren Leuten, es sei ihr Wille, dass Ólaf nach ihrem Tod auf Hvamm ihren gesamten Besitz erben solle. Damals wurde Unn schon sehr altersmüde. Sie rief Ólaf Feilan zu sich und sagte: »Ich habe darüber nachgedacht, mein Enkel, dass es für dich Zeit ist, dir eine Frau zu suchen und zu heiraten.« Ólaf stimmte ihr zu und erklärte, er würde sich darin ganz nach ihrem Rat richten. Darauf sagte Unn: »Am liebsten wäre mir, wenn wir deine Hochzeit gegen Ende dieses Sommers feiern könnten. Dann lässt sich am ehesten alles beschaffen, denn es ist meine Absicht, möglichst viele unserer Verwandten dazu einzuladen, weil es das letzte von mir ausgerichtete Fest sein soll.« Ólaf antwortete: »Das ist gut gesprochen. Ich möchte aber nur eine Frau heiraten, die weder dein Vermögen noch dein Ansehen schmälert.«

Im gleichen Herbst bekam Ólaf Feilan Álfdíς zur Frau. Die Hochzeit fand in Hvamm statt. Unn ließ sie sich eine Menge kosten, denn sie lud auch hochstehende Gäste aus anderen Landesteilen dazu ein. Ihre Brüder Björn und Helgi Bjólan kamen beide mit zahlreichem Gefolge. Dala-Koll, der Mann ihrer Enkelin Þorgerð, erschien ebenso wie Hörð aus dem Hörðadal und auch sonst noch mancher angesehene Gast. Das Fest war sehr zahlreich besucht, und doch kamen noch längst nicht alle, die Unn eingeladen hatte, denn für die aus dem Eyjafjord war es ein sehr weiter Weg.

Das Alter machte Unn inzwischen schwer zu schaffen. Darum stand sie erst mitten am Tag auf und legte sich früh wieder zu Bett. Vom Abend, wenn sie schlafen ging, bis sie sich am nächsten Tag wieder angekleidet hatte, war sie für niemanden zu sprechen, und auch wenn sich jemand nach ihrem Befinden erkundigte, konnte sie höchst ungehalten werden. An dem Tag, an dem das Fest begann, schlief sie noch länger als gewöhnlich, war aber auf den Beinen, als die Gäste eintrafen, ging ihnen entgegen und begrüßte ihre Freunde und Verwandten mit Anstand und Würde. Sie sagte, wie liebenswürdig sie es fände, dass sie von so weit hergekommen seien, »besonders möchte ich Björn und Helgi hervorheben, aber ich will euch allen danken, die ihr gekommen seid«. Dann schritt Unn ins Haus und alle folgten ihr. Als die Gäste Platz genommen hatten, machte es großen Eindruck auf sie, wie prächtig alles war. Da sprach Unn: »Ich wende mich an Björn, meinen Bruder, und Helgi und meine übrigen Freunde und Verwandten und teile euch mit, dieses Anwesen mit allem, was ihr jetzt darin seht, vermache ich meinem Enkel Ólaf zu Besitz und freier Verfügung.« Darauf erhob sie sich und sagte, sie wolle ihr Gemach im Anbau aufsuchen, in dem sie üblicherweise schlafe, und forderte die Gäste auf, jeder solle sich vergnügen, wie es ihm beliebe, für alle aber solle es frisch gebräutes Bier geben.

Es heißt, Unn sei eine große und stattliche Frau gewesen. Mit festen Schritten durchmaß sie den Raum, und die Leute sprachen untereinander davon, dass sie noch

immer eine würdevolle Erscheinung sei. Der Abend wurde mit Trinken zugebracht, bis es an der Zeit schien, schlafen zu gehen.

Am Tag suchte Ólaf Feilan das Schlafgemach seiner Großmutter Unn auf, und als er eintrat, saß sie gegen die Kissen gelehnt und war tot. Darauf ging Ólaf in den Festsaal und gab die Neuigkeit bekannt. Die Leute waren sehr beeindruckt, wie Unn bis zu ihrem Todestag ihre Würde bewahrt hatte. Darauf tranken sie auf Ólafs Hochzeit und zugleich den Leichenumtrunk für Unn.

Am letzten Tag der Feier wurde Unn in den Hügel getragen, den man für sie aufgeworfen hatte. Sie wurde in das Schiff darin gebettet und mit vielen Beigaben ausgestattet, dann warf man den Hügel wieder zu.



## THEODOR FONTANE DER 6. NOVEMBER 1632

*Schweden spielte eine entscheidende Rolle im Dreißigjährigen Krieg\*, der von 1618 bis 1648 in Mitteleuropa wütete und ganze Landstriche dauerhaft verheerte und entvölkerte. Der Grund hierfür waren die Kriegshandlungen selbst, aber auch die durch sie verursachten Hungersnöte und Seuchen. In Teilen Süddeutschlands etwa überlebte nur ein Drittel der Bevölkerung. Der schwedische König Gustav II. Adolf\* marschierte mit einem großen Heer durch Deutschland und fiel schließlich in der Schlacht bei Lützen südwestlich von Leipzig am 16. November 1632. Sein Todestag wird in Schweden allerdings am 6. November begangen, da dort damals noch der Julianische Kalender\* galt. Vor allem in dem von ihm gegründeten Göteborg wird seiner noch heute mit einem speziellen Törtchen, dem Gustav-Adolfs-Gebäck, gedacht.*



chwedische Heide, Novembertag,  
der Nebel grau am Boden lag,  
hin über das Steinfeld von Dalarn\*  
holpert, stolpert ein Räderkarr'n.

Ein Räderkarr'n, beladen mit Korn;  
Lorns Atterdag zieht an der Deichsel vorn,  
Niels Rudbeck schiebt. Sie zwingen's nicht,  
das Gestrüpp wird dichter, Niels aber spricht:  
»Busch-Ginster wächst hier über den Steg,

wir geh'n in die Irr', wir missen den Weg,  
wir haben links und rechts vertauscht,  
– hörst du, wie der Dal-Elf\* rauscht?»

»Das ist nicht der Dal-Elf, der Dal-Elf ist weit,  
es rauscht nicht vor uns und nicht zur Seit',  
es lärmt in Lüften, es klingt wie Trab,  
wie Reiter wogt es auf und ab.

Es ist wie Schlacht, die herwärts dringt,  
wie Kirchenlied es dazwischen klingt,  
ich hör' in der Rosse wieherndem Trott:  
»Eine feste Burg ist unser Gott!«

Und kaum gesprochen, da Lärmen und Schrein,  
in tiefen Geschwadern bricht es herein,  
es brausen und dröhnen Luft und Erd',  
vorauf ein Reiter auf weißem Pferd.

Signale, Schüsse, Rossegestampf,  
der Nebel wird schwarz wie Pulverdampf,  
wie wilde Jagd so fliegt es vorbei;  
– zitternd ducken sich die zwei.

Nun ist es vorüber ... da wieder mit Macht  
rückwärts wogt die Reiterschlacht,  
und wieder dröhnt und donnert die Erd',  
und wieder vorauf das weiße Pferd.

Wie ein Lichtstreif durch den Nebel es blitzt,  
kein Reiter mehr im Sattel sitzt,  
das fliehende Tier, es dampft und raucht,  
sein Weiß ist tief in Rot getaucht.

Der Sattel blutig, blutig die Mähn',  
ganz Schweden hat das Ross gesehn;  
– auf dem Felde von Lützen am selben Tag  
Gustav Adolf in seinem Blute lag.



### III KÜSTE UND MEER

#### HANS CHRISTIAN ANDERSEN DIE KLEINE MEERJUNGFRAU

*Hans Christian Andersen\* ist wohl der berühmteste Dichter Dänemarks und seine kleine Meerjungfrau (1837) zählt zu den bekanntesten Märchenfiguren der Weltliteratur. Zahllose Bearbeitungen der Geschichte bis hin zu Walt Disneys Arielle haben die kleine Meerjungfrau in die Kinderzimmer getragen. Es lohnt sich jedoch, einmal wieder einen Blick auf Andersens Dichtung selbst zu werfen, die in ihren feinsinnigen Details weit über ein Kindermärchen hinaus geht und die hier in einer nur leicht gekürzten Fassung abgedruckt wird. Nicht umsonst wurde die kleine Meerjungfrau zum weltbekannten Wahrzeichen der Stadt Kopenhagen und zu einem Sinnbild für ganz Skandinavien: Sie verkörpert die untrennbare Verbindung der Skandinavier zum Meer, das ihnen zugleich Lebensraum und Gefängnis, Lebensunterhalt und Verderben, Sehnsuchtsort und Bedrohung ist.*



W eit draußen im Meer ist das Wasser so blau wie die Blätter der schönsten Kornblume und so klar wie das reinste Glas. Aber es ist sehr tief, tiefer, als irgendein Ankertau reicht; viele Kirchtürme müssten aufeinandergestellt werden, um vom Boden bis über das Wasser zu reichen.

Dort unten wohnt das Meervolk. Nun muss man aber nicht glauben, dass da nur der nackte, weiße Sandboden sei; nein, da wachsen die sonderbarsten Bäume und Pflanzen, die so geschmeidig im Stiel und in den Blättern sind, dass sie sich bei der geringsten Bewegung des Wassers rühren, als ob sie lebten. Alle kleinen und großen Fische schlüpfen zwischen den Zweigen hindurch wie hier oben die Vögel durch die Bäume. An der tiefsten Stelle liegt des Meerkönigs Schloss; die Mauern sind von Korallen und die langen Spitzbogenfenster vom klarsten Bernstein; aber das Dach bilden Muschelschalen, die sich öffnen und schließen, je nachdem das Wasser strömt. Es sieht herrlich aus, denn in jeder liegen strahlende Perlen.

Der Meerkönig dort unten war seit vielen Jahren Witwer, während seine alte Mutter bei ihm wirtschaftete und für ihre Enkelinnen, die kleinen Meerprinzessinnen, sorgte. Es waren sechs schöne Kinder, aber die Jüngste war die Schönste von allen, ihre Haut war so klar und fein wie ein Rosenblatt, ihre Augen so blau wie die tiefste See; aber ebenso wie die andern hatte sie keine Füße; der Körper endete in einem Fischeschwanz.

Den ganzen Tag konnten sie unten im Schloss, in den großen Sälen, wo lebendige Blumen aus den Wänden hervorwachsen, spielen. Die großen Bernsteinfenster wurden aufgemacht, und dann schwammen die Fische zu ihnen herein, wie bei uns die Schwalben hereinfliegen, wenn wir die Fenster aufmachen; doch die Fische

schwammen zu den Prinzessinnen hin, fraßen aus ihren Händen und ließen sich streicheln.

Draußen vor dem Schloss war ein großer Garten mit feuerroten und dunkelblauen Blumen; die Früchte strahlten wie Gold und die Blumen wie brennendes Feuer, indem sie fortwährend Stängel und Blätter bewegten. Die Erde selbst war der feinste Sand, aber blau wie die Schwefelflamme. Über dem Ganzen lag ein eigentümlich blauer Schein; man hätte eher glauben mögen, dass man hoch in der Luft stehe und nur Himmel über und unter sich habe, als dass man auf dem Grunde des Meeres sei.

Es gab keine größere Freude für die Prinzessinnen, als von der Menschenwelt zu hören; die Großmutter musste alles, was sie von Schiffen und Städten, Menschen und Tieren wusste, erzählen; besonders schön erschien es ihr, dass oben auf der Erde die Blumen dufteten, denn das taten sie auf dem Grunde des Meeres nicht, und dass die Wälder grün wären und dass die Fische, die man dort zwischen den Bäumen erblickte, laut und herrlich singen könnten, dass es eine Lust sei. Es waren die kleinen Vögel, welche die Großmutter Fische nannte, da sie noch keinen Vogel gesehen hatten.

»Wenn ihr euer fünfzehntes Jahr erreicht habt«, sagte die Großmutter, »dann sollt ihr die Erlaubnis erhalten, aus dem Meer emporzutauchen, im Mondschein auf der Klippe zu sitzen und die großen Schiffe vorbeisegeln zu sehen. Wälder und Städte werdet ihr dann erblicken!«

In dem kommenden Jahr war die eine der Schwestern

fünfzehn Jahre alt, aber von den andern war die eine immer ein Jahr jünger als die andere; die jüngste von ihnen hatte demnach noch volle fünf Jahre zu warten, bevor sie von dem Grunde des Meeres hinaufkommen und sehen konnte, wie es bei uns aussah. Aber die eine versprach der andern, zu erzählen, was sie erblickt und was sie am ersten Tage am schönsten gefunden habe; denn ihre Großmutter erzählte ihnen nicht genug; da war so vieles, worüber sie Auskunft haben wollten.

Das erste Mal, wenn eine der Schwestern nun im Laufe der Jahre über das Wasser emporkam, war eine jede entzückt über das Neue und Schöne, was sie erblickte; aber da sie nun, als erwachsene Mädchen, die Erlaubnis hatten, hinaufzusteigen, wann sie wollten, wurde es ihnen gleichgültig. Sie sehnten sich wieder zurück, und nach Verlauf eines Monats sagten sie, dass es unten bei ihnen am schönsten sei; da sei man so hübsch zu Hause.

In mancher Abendstunde fassten die fünf Schwestern einander an den Armen und stiegen in einer Reihe über das Wasser auf; herrliche Stimmen hatten sie, schöner denn irgendein Mensch; und wenn dann ein Sturm im Anzug war, sodass sie vermuten konnten, es würden Schiffe untergehen, schwammen sie vor den Schiffen her und sangen so lieblich, wie schön es auf dem Grunde des Meeres sei, und baten die Seeleute, sich nicht zu fürchten, da hinunterzukommen. Aber die konnten die Worte nicht verstehen und glaubten, es sei der Sturm; sie bekamen auch die Herrlichkeit dort unten nicht zu sehen,



denn wenn das Schiff sank, ertranken die Menschen und kamen als Leichen zu des Meerkönigs Schloss.

Endlich war nun auch die jüngste der Schwestern fünfzehn Jahre alt.

»Sieh, nun bist du erwachsen!«, sagte die Großmutter. »Komm nun, lass mich dich schmücken, gleich deinen andern Schwestern!« Sie setzte ihr einen Kranz weißer Lilien auf das Haar; aber jedes Blatt in der Blume war die Hälfte einer Perle; und die Alte ließ acht große Austern im Schweif der Prinzessin sich festklemmen, um ihren hohen Rang zu zeigen.

»Das tut so weh!«, sagte die kleine Meerjungfrau.

»Ja, Hoffart muss Zwang leiden!«, sagte die Alte.

Oh, sie hätte so gern alle diese Pracht abschütteln und den schweren Kranz ablegen mögen: ihre roten Blumen im Garten kleideten sie besser; aber sie konnte es nun nicht ändern. »Lebt wohl!«, sprach sie; und sie stieg dann leicht und klar, gleich einer Blase, aus dem Wasser auf.

Die Sonne war eben untergegangen, als sie den Kopf über das Wasser erhob; aber alle Wolken glänzten noch wie Rosen und Gold; und inmitten der bleichroten Luft strahlte der Abendstern so hell und schön; die Luft war mild und frisch und das Meer ruhig. Da lag ein großes Schiff mit drei Masten; nur ein einziges Segel war aufgezogen, denn es regte sich kein Lüftchen; und rings umher im Tauwerk und auf den Rahen saßen die Matrosen. Da war Musik und Gesang, und als es dunkelte, wurden Hunderte von bunten Laternen angezündet. Die kleine

Meerjungfrau schwamm bis zum Kajütenfenster, und jedes Mal, wenn das Wasser sie emporhob, konnte sie durch die spiegelhellen Fensterscheiben hineinblicken, wo viele geputzte Menschen standen. Aber der Schönste war doch der junge Prinz mit den großen, schwarzen Augen; er war sicher nicht viel über sechzehn Jahre alt; es war sein Geburtstag und deshalb herrschte all diese Pracht.

Es wurde spät, aber die kleine Meerjungfrau konnte ihre Augen nicht von dem Schiff und vom schönen Prinzen wegwenden. Die bunten Laternen wurden ausgelöscht, Raketen stiegen nicht mehr in die Höhe, es ertönten auch keine Kanonenschüsse mehr; aber tief unten im Meer summte und brummte es, inzwischen saß sie auf dem Wasser und schaukelte auf und nieder, sodass sie in die Kajüte hineinblicken konnte. Aber das Schiff bekam mehr Fahrt; ein Segel nach dem andern breitete sich aus; nun gingen die Wogen stärker; große Wolken zogen auf; es blitzte in der Ferne. Oh, es wird ein böses Wetter werden! Deshalb zogen die Matrosen die Segel ein. Das große Schiff schaukelte in fliegender Fahrt auf der wilden See; das Wasser erhob sich wie große, schwarze Berge, die über die Masten rollen wollten; aber das Schiff tauchte wie ein Schwan zwischen den hohen Wogen nieder und ließ sich wieder auf die hochgetürmten Wasser heben. Der kleinen Meerjungfrau dünkte es eine recht lustige Fahrt zu sein, aber so erschien es den Seeleuten nicht; das Schiff knackte und krachte; die dicken Planken bogen sich bei den starken Stößen; die See stürzte in das Schiff

hinein; der Mast brach mitten durch, als ob es ein Rohr wäre, und das Schiff legte sich auf die Seite, während das Wasser in den Raum eindrang. Nun sah die kleine Meerjungfrau, dass sie in Gefahr waren; sie musste sich selbst vor den Balken und Stücken vom Schiff, die auf dem Wasser trieben, in Acht nehmen. Einen Augenblick war es so finster, dass sie nicht das Mindeste sah; aber wenn es dann blitzte, wurde es wieder so hell, dass sie alle auf dem Schiff erkennen konnte; besonders suchte sie den jungen Prinzen, und sie sah ihn, als das Schiff sich teilte, in das tiefe Meer versinken. Sogleich wurde sie ganz vergnügt, denn nun kam er zu ihr hinunter. Aber da gedachte sie, dass die Menschen nicht im Wasser leben können und dass er nicht anders als tot zum Schloss ihres Vaters hinuntergelangen könnte. Nein, sterben durfte er nicht; deshalb schwamm sie hin zwischen Balken und Planken, die auf der See trieben, und vergaß völlig, dass diese sie hätten zerquetschen können. Sie tauchte tief unter das Wasser und gelangte am Ende so zu dem Prinzen hin, der nicht länger in der stürmischen See schwimmen konnte. Seine Arme und Beine begannen zu ermatten; die schönen Augen schlossen sich, er hätte sterben müssen, wäre die kleine Meerjungfrau nicht herzugekommen. Sie hielt seinen Kopf über das Wasser empor und ließ sich dann mit ihm von den Wogen treiben, wohin sie wollten.

Am Morgen war das böse Wetter vorüber; von dem Schiff war kein Span zu erblicken; die Sonne stieg rot und glänzend aus dem Wasser empor; es war, als ob des

Prinzen Wangen Leben dadurch erhielten; aber die Augen blieben geschlossen. Die Meerjungfrau küsste seine hohe, schöne Stirn und strich sein nasses Haar zurück und wünschte, dass er lebte.

Nun erblickte sie vor sich das feste Land, hohe, blaue Berge, auf deren Gipfeln der weiße Schnee glänzte. Unten an der Küste waren herrliche, grüne Wälder, und vorn lag eine Kirche oder ein Kloster, das wusste sie nicht recht, aber ein Gebäude war es. Zitronen- und Apfelsinenbäume wuchsen im Garten, und vor dem Tor standen hohe Palmbäume. Die See bildete hier eine kleine Bucht; da war sie still, aber sehr tief; gerade auf die Klippe zu, wo der weiße, feine Sand aufgespült war, schwamm sie mit dem schönen Prinzen, legte ihn in den Sand, sorgte aber besonders dafür, dass der Kopf hoch im warmen Sonnenscheine lag.

Nun läuteten alle Glocken in dem großen, weißen Gebäude und es kamen viele junge Mädchen durch den Garten. Da schwamm die kleine Meerjungfrau weiter hinaus hinter einige hohe Steine, die aus dem Wasser hervorragten, legte Seeschaum auf ihr Haar und ihre Brust, sodass niemand ihr kleines Gesicht sehen konnte, und dann passete sie auf, wer zu dem armen Prinzen kommen würde.

Es währte nicht lange, da kam ein junges Mädchen dorthin; sie schien sehr zu erschrecken; aber nur einen Augenblick; dann holte sie mehrere Menschen, und die Meerjungfrau sah, dass der Prinz zum Leben zurückkam und dass er alle anlächelte. Aber ihr lächelte er nicht zu;

er wusste ja auch nicht, dass sie ihn gerettet hatte. Sie war sehr betrübt, und als er in das große Gebäude hineingeführt wurde, tauchte sie traurig unter das Wasser und kehrte zum Schloss ihres Vaters zurück.

Immer war sie still und nachdenkend gewesen, aber nun wurde sie es noch weit mehr. Die Schwestern fragten sie, was sie das erste Mal dort oben gesehen habe; aber sie erzählte nichts. Manchen Abend und Morgen stieg sie hinauf, wo sie den Prinzen verlassen hatte. Sie sah, wie die Früchte des Gartens reiften und abgepflückt wurden; sie sah, wie der Schnee auf den hohen Bergen schmolz; aber den Prinzen erblickte sie nicht und deshalb kehrte sie immer betrübter heim. Zuletzt konnte sie es nicht länger aushalten, sondern sagte es einer ihrer Schwestern; und gleich erfuhren es die andern, aber niemand weiter als diese und einige andere Meerjungfrauen, die es nur ihren nächsten Freundinnen weitersagten. Eine von ihnen wusste, wer der Prinz war; sie hatte auch das Fest auf dem Schiff gesehen und gab an, woher er war und wo sein Königreich lag.

Nun wusste sie, wo er wohnte, und dort war sie manchen Abend und manche Nacht auf dem Wasser. Sie schwamm dem Land weit näher, als eine der andern es gewagt hätte; den schmalen Kanal hinauf, unter den prächtigen Marmoraltan, welcher einen großen Schatten über das Wasser warf. Hier saß sie und betrachtete den jungen Prinzen, der da glaubte, er sei ganz allein in dem hellen Mondschein.

Sie hörte in mancher Nacht, wenn die Fischer mit Fackeln auf der See waren, viel Gutes von dem jungen Prinzen erzählen; und es freute sie, dass sie sein Leben gerettet hatte. Er aber wusste nichts davon und konnte nicht einmal von ihr träumen.

Mehr und mehr fing sie an, die Menschen zu lieben; mehr und mehr wünschte sie, unter ihnen umherwandeln zu können, deren Welt ihr weit größer zu sein schien als die ihrige.

»Wenn die Menschen nicht ertrinken«, fragte die kleine Meerjungfrau ihre Großmutter, »können sie dann ewig leben? Sterben sie nicht wie wir hier unten im Meer?«

»Ja«, sagte die Alte, »sie müssen auch sterben und ihre Lebenszeit ist sogar noch kürzer als die unsere. Wir können dreihundert Jahre alt werden, aber wenn wir dann aufhören, hier zu sein, so werden wir nur in Schaum auf dem Wasser verwandelt. Wir haben keine unsterbliche Seele; wir erhalten nie wieder Leben; wir sind gleich dem grünen Schilf; ist das einmal durchgeschnitten, so kann es nicht wieder grünen! Die Menschen hingegen haben eine Seele, die ewig lebt, die noch lebt, nachdem der Körper zu Erde geworden ist; sie steigt durch die klare Luft empor, hinauf zu den glänzenden Sternen!«

»Ich werde also sterben und als Schaum auf dem Meer treiben? Kann ich denn gar nichts tun, um eine unsterbliche Seele zu gewinnen?«

»Nein!«, sagte die Alte. »Nur wenn ein Mensch dich so lieben würde, dass du ihm mehr als Vater und Mutter wä-

rest; wenn er mit all seinem Denken und all seiner Liebe an dir hinge, dann flösse seine Seele in deinen Körper über und auch du erieltest Anteil an der Glückseligkeit der Menschen. Aber das kann nie geschehen! Was hier im Meer schön ist, dein Fischschwanz, finden sie dort auf der Erde hässlich; sie verstehen es eben nicht besser; man muss dort zwei plumpe Stützen haben, die sie Beine nennen, um schön zu sein!«

Da seufzte die kleine Meerjungfrau und sah betrübt auf ihren Fischschwanz.

»Lass uns froh sein«, sagte die Alte, »hüpfen und springen wollen wir in den dreihundert Jahren, die wir zu leben haben; das ist wahrlich lang genug; später kann man sich umso besser ausruhen. Heute Abend werden wir Hofball haben!«

Das war auch eine Pracht, wie man sie nie auf Erden erblickt. Die Wände und die Decke des großen Tanzsaals waren von dickem, aber durchsichtigem Glas, mehrere hundert kolossale Muschelschalen, rosenrote und grasgrüne, standen zu jeder Seite in Reihen mit einem blau brennenden Feuer, welches den ganzen Saal erleuchtete und durch die Wände hindurchschien, sodass die See draußen erleuchtet war; man konnte die unzähligen Fische sehen, große und kleine, die gegen die Glasmauern schwammen; auf einigen glänzten die Schuppen purpurrot, auf andern erschienen sie wie Silber und Gold. Mitten durch den Saal floss ein breiter Strom und auf diesem tanzten die Meermänner und Meerweibchen zu ihren eigenen, lieblichen Gesängen.

Aber schon bald gedachte die kleine Meerjungfrau wieder der Welt über sich; sie konnte den hübschen Prinzen nicht vergessen. Deshalb schlich sie sich aus ihres Vaters Schloss hinaus und dachte: Ich will zur Meerhexe gehen, vor der mir immer so bange gewesen ist; aber sie kann vielleicht raten und helfen!

Nun ging die kleine Meerjungfrau aus ihrem Garten hinaus nach den brausenden Strudeln, hinter denen die Hexe wohnte. Den Weg hatte sie früher nie zurückgelegt; da wuchsen keine Blumen, kein Seegras; nur der nackte, graue Sandboden erstreckte sich gegen die Strudel hin, wo das Wasser gleich brausenden Mühlrädern herumwirbelte und alles, was es erfasste, mit sich in die Tiefe riss. Mitten zwischen diesen zermalmenden Wirbeln musste sie hindurch, dahinter lag das Haus der Meerhexe mitten in einem seltsamen Wald, alle Bäume und Büsche waren Polypen, halb Tier und halb Pflanze; sie sahen aus wie hundertköpfige Schlangen, die aus der Erde hervorwuchsen; alle Zweige waren lange, schleimige Arme mit Fingern wie geschmeidige Würmer. Alles, was sie im Meer erfassen konnten, umschlangen sie fest und ließen es nie wieder fahren. Die kleine Meerjungfrau blieb ganz erschrocken stehen; ihr Herz pochte vor Furcht; fast wäre sie umgekehrt; aber da dachte sie an den Prinzen und an die Seele der Menschen und nun bekam sie Mut. Ihr langes, fliegendes Haar band sie fest um das Haupt, damit die Polypen sie nicht daran ergreifen mochten; beide Hände legte sie über ihre Brust zusammen und schoss so dahin,

wie der Fisch durch das Wasser schießen kann, immer zwischen den hässlichen Polypen hindurch, die ihre geschmeidigen Arme und Finger hinter ihr her streckten. Sie sah, wie jeder von ihnen etwas, was er ergriffen hatte, mit Hunderten von kleinen Armen hielt, Menschen, die auf der See umgekommen und tief hinuntergesunken waren, Schiffsruder und Kisten hielten sie fest, auch Skelette von Landtieren und ein kleines Meerweib, welches sie gefangen und erstickt hatten: das war ihr das Schrecklichste.

Nun kam sie zu einem großen, sumpfigen Platz im Wald, wo große, fette Wasserschlangen sich wälzten und ihren hässlichen weißgelben Bauch zeigten. Mitten auf dem Platz war ein Haus, von weißen Knochen ertrunkener Menschen errichtet; da saß die Meerhexe und ließ eine Kröte aus ihrem Mund fressen. Die hässlichen, fetten Wasserschlangen nannte sie ihre kleinen Küchlein und ließ sie sich auf ihrer großen, schwammigen Brust wälzen.

»Ich weiß schon, was du willst!«, sagte die Meerhexe. »Es ist zwar dumm von dir, doch sollst du deinen Willen haben; denn er wird dich ins Unglück stürzen, meine schöne Prinzessin. Du willst gern deinen Fischschwanz los sein und stattdessen zwei Stützen, wie die Menschen zum Gehen haben, damit der junge Prinz sich in dich verliebt und du ihn und eine unsterbliche Seele erhalten kannst!« Dabei lachte die Hexe laut und widerlich, sodass die Kröte und die Schlangen auf die Erde fielen, wo sie sich wälzten. »Du kommst gerade zur rechten Zeit«, sagte die Hexe, »morgen, wenn die Sonne aufgeht, könnte ich

dir nicht helfen, bis wieder ein Jahr um wäre. Ich werde dir einen Trank bereiten, mit dem mußt du, bevor die Sonne aufgeht, nach dem Land schwimmen, dich dort an das Ufer setzen und ihn trinken: Dann verschwindet dein Schwanz und schrumpft zu dem, was die Menschen niedliche Beine nennen, zusammen, aber es tut weh; es ist, als ob ein scharfes Schwert dich durchdränge. Alle, die dich sehen, werden sagen, du seiest das schönste Menschenkind, das sie je gesehen hätten. Du behältst deinen schwebenden Gang; keine Tänzerin kann sich so leicht bewegen wie du; aber jeder Schritt, den du machst, ist, als ob du auf scharfe Messer trätest, als ob dein Blut fließen müßte. Willst du alles dieses leiden, so werde ich dir helfen! Aber bedenke, hast du erst menschliche Gestalt bekommen, so kannst du nie wieder eine Meerjungfrau werden! Du kannst nie durch das Wasser zu deinen Schwestern und zum Schloss deines Vaters zurück, und gewinnst du des Prinzen Liebe nicht so, dass er um deinetwillen Vater und Mutter vergisst und ihr Mann und Frau werdet, so bekommst du keine unsterbliche Seele! Am ersten Morgen, nachdem er mit einer anderen verheiratet ist, wird dein Herz brechen und du wirst zu Schaum auf dem Wasser.«

»Ich will es«, sagte die kleine Meerjungfrau und war bleich wie der Tod.

»Aber mich mußt du auch bezahlen«, sagte die Hexe, »und es ist nicht wenig, was ich verlange! Du hast die schönste Stimme von allen hier auf dem Grunde des

Meeres; damit glaubst du wohl, ihn bezaubern zu können; aber diese Stimme musst du mir geben!«

»Aber wenn du meine Stimme nimmst«, sagte die kleine Meerjungfrau, »was bleibt mir dann übrig?«

»Deine schöne Gestalt«, sagte die Hexe, »dein schwebender Gang und deine sprechenden Augen; damit kannst du schon ein Menschenherz betören. Nun, hast du den Mut verloren? Strecke deine kleine Zunge hervor, dann schneide ich sie an Zahlungs Statt ab und du erhältst den kräftigen Trank!«

»Es geschehe!«, sagte die kleine Meerjungfrau; und die Hexe setzte ihren Kessel auf, um den Zaubertrank zu kochen.

Endlich war der Trank fertig; er sah wie das klarste Wasser aus.

»Da hast du ihn!«, sagte die Hexe und schnitt der kleinen Meerjungfrau die Zunge ab, die nun stumm war, weder singen noch sprechen konnte.

Die kleine Meerjungfrau schwamm zurück, warf noch einmal Tausende von Kuschhändchen dem Schloss ihres Vaters zu und stieg durch die dunkelblaue See hinauf.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als sie des Prinzen Schloss erblickte und die prächtige Marmortreppe hinaufstieg. Der Mond schien herrlich klar. Die kleine Meerjungfrau trank den brennenden, scharfen Trank, und es war, als ginge ein zweischneidiges Schwert durch ihren feinen Körper; sie fiel dabei in Ohnmacht und lag wie tot da. Als die Sonne über die See schien, erwachte

sie und fühlte einen schneidenden Schmerz; aber gerade vor ihr stand der schöne, junge Prinz; er heftete seine schwarzen Augen auf sie, sodass sie die ihrigen niederschlug und wahrnahm, dass ihr Fischschwanz fort war und sie die niedlichsten, weißen Beine hatte, die nur ein Mädchen haben kann. Aber sie war nackt, deshalb hüllte sie sich in ihr langes Haar ein. Der Prinz fragte, wer sie sei und wie sie hierhergekommen wäre; und sie sah ihn nur betrübt mit ihren dunkelblauen Augen an; sprechen konnte sie ja nicht. Da nahm er sie bei der Hand und führte sie in das Schloss hinein. Jeder Schritt war, als trete sie auf spitze Nadeln und Messer; aber das ertrug sie gern; an des Prinzen Hand schritt sie so leicht einher wie eine Seifenblase und alle wunderten sich über ihren lieblichen, schwebenden Gang.

Sie bekam nun herrliche Kleider von Seide und Muselin anzuziehen; im Schloss war sie die Schönste von allen; aber sie war stumm, konnte weder singen noch sprechen. Der Prinz nannte sie sein kleines Findelkind und sagte, dass sie immer bei ihm bleiben solle, und sie erhielt die Erlaubnis, vor seiner Tür auf einem Samtkissen zu schlafen.

Er ließ ihr eine Männertracht machen, damit sie ihn zu Pferd begleiten konnte. Sie ritten durch die duftenden Wälder, wo die grünen Zweige ihre Schultern berührten und die Vögel hinter den frischen Blättern sangen. Sie kletterte mit dem Prinzen auf die hohen Berge hinauf, und obgleich ihre zarten Füße bluteten, dass selbst die

ändern es sehen konnten, lachte sie doch darüber und folgte ihm.

Daheim in des Prinzen Schloss, wenn nachts die andern schliefen, ging sie auf die breite Marmortreppe hinaus; es kühlte ihre brennenden Füße, im kalten Seewasser zu stehen, und dann gedachte sie derer dort unten in der Tiefe.

Einmal kamen ihre Schwestern Arm in Arm; traurig sangen sie, indem sie über dem Wasser schwammen; sie winkte ihnen und sie erkannten sie und erzählten ihr, wie sehr sie alle betrübt seien, und einmal erblickte sie weit draußen ihre alte Großmutter, die in vielen Jahren nicht über der Meeresfläche gewesen war, und den Meerkönig mit seiner Krone; sie streckten die Hände nach ihr aus, wagten sich aber dem Lande nicht so nahe wie die Schwestern.

Tag für Tag wurde sie dem Prinzen lieber; er liebte sie, wie man ein gutes, liebes Kind liebt; aber sie zu seiner Königin zu machen, kam ihm nicht in den Sinn; und seine Frau musste sie doch werden, sonst erhielt sie keine unsterbliche Seele und musste an seinem Hochzeitsmorgen zu Schaum auf dem Meer werden.

Liebst du mich nicht am meisten von ihnen allen?, schienen die Augen der kleinen Meerjungfrau zu sagen, wenn er sie in seine Arme nahm und ihre schöne Stirn küsste.

»Ja, du bist mir die Liebste«, sagte der Prinz, »denn du hast das beste Herz und du gleichst einem jungen Mädchen, das ich einmal sah, aber sicher nie wiederfinde. Ich war auf einem Schiff, welches strandete; die Wellen

warfen mich bei einem heiligen Tempel an das Land. Ein Mädchen fand mich am Ufer und rettete mein Leben; sie wäre die Einzige, die ich in dieser Welt lieben könnte; aber du gleichst ihr und du verdrängst fast ihr Bild aus meiner Seele!«

Ach, er weiß nicht, dass ich sein Leben gerettet habe!, dachte die kleine Meerjungfrau und seufzte tief, denn weinen konnte sie nicht.

Aber nun sollte der Prinz sich verheiraten und des Nachbarkönigs schöne Tochter zur Frau bekommen; deshalb rüstete er ein prächtiges Schiff aus. Ein großes Gefolge sollte ihn begleiten.

»Du fürchtest doch das Meer nicht, mein stummes Kind?«, sagte er, als sie auf dem prächtigen Schiff standen, welches ihn nach den Ländern des Nachbarkönigs führen sollte. Er erzählte ihr vom Sturm und von der Windstille, von seltsamen Fischen in der Tiefe und von dem, was die Taucher dort gesehen; und sie lächelte bei seiner Erzählung; sie wusste ja besser als sonst jemand, was auf dem Grund des Meeres vorging.

In der mondhellen Nacht, wenn alle schliefen bis auf den Steuermann, der am Steuerruder stand, saß sie am Bord des Schiffes und starrte durch das klare Wasser hinunter; sie glaubte ihres Vaters Schloss zu erblicken; hoch oben stand die Großmutter mit der Silberkrone auf dem Haupt und starrte zum Kiel des Schiffes empor. Da kamen ihre Schwestern über das Wasser hervor und schauten sie traurig an und rangen ihre weißen Hände;

sie winkte ihnen, lächelte und wollte erzählen, dass es ihr gut ginge; aber der Schiffsjunge näherte sich ihr und die Schwestern tauchten unter, sodass er glaubte, er habe weißen Schaum auf der See gesehen.

Am nächsten Morgen segelte das Schiff in den Hafen der prächtigen Stadt des Nachbarkönigs. Alle Kirchenglocken läuteten und von den hohen Türmen wurden die Posaunen geblasen, während die Soldaten mit fliegenden Fahnen und blitzenden Bajonetten dastanden. Jeder Tag führte ein Fest mit sich. Bälle und Gesellschaften folgten einander, aber die Prinzessin war noch nicht da. Es hieß, sie werde, weit von hier entfernt, in einem heiligen Tempel erzogen. Endlich traf sie ein.

Die kleine Meerjungfrau war begierig, ihre Schönheit zu sehen, und sie musste anerkennen: Eine lieblichere Erscheinung hatte sie noch nie gesehen. Die Haut war fein und klar und hinter den langen dunklen Augenwimpern lächelten ein paar schwarzblaue, treue Augen.

»Du bist die«, sagte der Prinz, »die mich gerettet hat, als ich, einer Leiche gleich, an der Küste lag!« Und er drückte seine errötende Braut in seine Arme.

»Oh, ich bin allzu glücklich!«, sagte er zur kleinen Meerjungfrau. »Das Beste, was ich je hoffen durfte, ist mir in Erfüllung gegangen. Du wirst dich über mein Glück freuen, denn du meinst es am besten mit mir von ihnen allen!« Und die kleine Meerjungfrau küsste seine Hand, und es kam ihr schon vor, als fühle sie ihr Herz brechen.

Noch an demselben Abend gingen die Braut und der

Bräutigam an Bord des Schiffes; die Kanonen donnerten, alle Flaggen wehten, und mitten auf dem Schiff war ein köstliches Zelt von Gold und Purpur und mit den schönsten Kissen errichtet: Da sollte das Brautpaar in der kühlen, stillen Nacht schlafen.

Und alles war Freude und Heiterkeit auf dem Schiff bis über Mitternacht hinaus; die kleine Meerjungfrau lachte und tanzte mit Todesgedanken im Herzen. Der Prinz küsste seine schöne Braut und sie spielte mit seinem schwarzen Haar, und Arm in Arm gingen sie zur Ruhe in das prächtige Zelt.

Es wurde still auf dem Schiff, nur der Steuermann stand am Steuerruder, die kleine Meerjungfrau legte ihre weißen Arme auf den Schiffsbord und blickte gegen Osten nach der Morgenröte; der erste Sonnenstrahl, wusste sie, würde sie töten. Da sah sie ihre Schwestern der Flut entsteigen; die waren bleich wie sie; ihr langes, schönes Haar wehte nicht mehr im Wind; es war abgeschnitten.

»Wir haben es der Hexe gegeben, um dir Hilfe bringen zu können, damit du diese Nacht nicht stirbst! Sie hat uns ein Messer gegeben, hier ist es! Siehst du, wie scharf? Bevor die Sonne aufgeht, musst du es in das Herz des Prinzen stoßen, und wenn dann das warme Blut auf deine Füße spritzt, so wachsen diese in einen Fischschwanz zusammen und du wirst wieder eine Meerjungfrau, kannst zu uns herabsteigen und lebst deine dreihundert Jahre, bevor du zu totem, salzigem Seeschaum wirst. Beeile dich! Er oder du muss sterben, bevor die Sonne aufgeht! Unsere



Großmutter trauert so, dass ihr weißes Haar wie das unsrige unter der Schere der Hexe gefallen ist. Töte den Prinzen und komm zurück! Beeile dich! Siehst du den roten Streifen am Himmel? In wenigen Minuten steigt die Sonne auf, dann musst du sterben!« Und sie stießen einen tiefen Seufzer aus und versanken in den Wogen.

Die kleine Meerjungfrau zog den Purpurteppich vom Zelt und sah die schöne Braut mit ihrem Haupt an des Prinzen Brust ruhen; und sie bog sich nieder, küsste ihn auf seine schöne Stirn, blickte gen Himmel, wo die Morgenröte mehr und mehr leuchtete; betrachtete das scharfe Messer und heftete die Augen wieder auf den Prinzen, der im Traum seine Braut beim Namen nannte. Nur sie war in seinen Gedanken, und das Messer zitterte in der Hand der Meerjungfrau. – Aber da warf sie es weit hinaus in die Wogen; sie glänzten rot, wo es hinfiel; es sah aus, als keimten Blutstropfen aus dem Wasser auf. Noch einmal blickte sie auf den Prinzen, stürzte sich vom Schiff in das Meer hinab und fühlte, wie ihr Körper sich im Schaum auflöste.

Nun stieg die Sonne aus dem Meer auf: Die Strahlen fielen so mild und warm auf den kalten Meeresschaum, und die kleine Meerjungfrau fühlte nichts vom Tod. Sie sah die helle Sonne, und über ihr schwebten Hunderte von durchsichtigen, herrlichen Geschöpfen. Die kleine Meerjungfrau sah, dass sie einen Körper hatte wie diese, der sich mehr und mehr aus dem Schaum erhob.

»Wo komme ich hin?«, fragte sie.

»Zu den Töchtern der Luft!«, erwiderten die andern.  
»Die Meerjungfrau hat keine unsterbliche Seele. Die Töchter der Luft haben auch keine unsterbliche Seele, aber sie können durch gute Handlungen sich selbst eine schaffen. Wir fliegen nach den warmen Ländern, wo die schwüle Pestluft den Menschen tötet; dort fächeln wir Kühlung. Wir breiten den Duft der Blumen durch die Luft aus und senden Erquickung und Heilung. Wenn wir dreihundert Jahre lang gestrebt haben, alles Gute, was wir vermögen, zu vollbringen, so erhalten wir eine unsterbliche Seele und nehmen teil am ewigen Glück der Menschen. Du, arme kleine Meerjungfrau, hast mit ganzem Herzen nach demselben wie wir gestrebt; du hast gelitten und geduldet und kannst nun dir selbst durch gute Werke nach drei Jahrhunderten eine unsterbliche Seele schaffen.«

Und die kleine Meerjungfrau erhob ihre verklärten Augen gegen Gottes Sonne, und zum ersten Mal fühlte sie Tränen in ihren Augen.

Auf dem Schiff war wieder Lärm und Leben; sie sah den Prinzen mit seiner schönen Braut nach ihr suchen; wehmütig starrten sie den perlenden Schaum an, als ob sie wüssten, dass sie sich in die Fluten gestürzt habe. Unsichtbar küsste sie die Stirn der Braut, fächelte den Prinzen an und stieg mit den übrigen Kindern der Luft auf die rosenrote Wolke hinauf, welche den Äther durchschiffte.

»Nach dreihundert Jahren schweben wir so in das Reich Gottes hinein!«

IV  
SOMMERSONNE UND WINTERNACHT

RAINER MARIA RILKE  
ABEND IN SKÅNE – BORGEBY-GÅRD

*Rainer Maria Rilke\* folgte im Sommer 1904 einer Einladung nach Schweden. Er reiste zunächst nach Kopenhagen und setzte dann über den Øresund\* nach Schonen (Skåne), Südschweden, über, wo er auf dem Landsitz Borgeby-Gård bei Freunden wohnte. Die besondere Stimmung im Park und das Licht des Sommers hat er rückblickend in einer Reihe von Gedichten eingefangen. Rilke ist später nie wieder in Skandinavien gewesen, aber in seinem Werk finden sich viele Spuren von diesem Aufenthalt. Unter anderem auch in den Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge, die er während dieser Zeit begann.*

**D**er Park ist hoch. Und wie aus einem Haus tret ich aus seiner Dämmerung heraus in Ebene und Abend. In den Wind, denselben Wind, den auch die Wolken fühlen, die hellen Flüsse und die Flügelmühlen, die langsam mahlend stehn am Himmelsrand. Jetzt bin auch ich ein Ding in seiner Hand, das kleinste unter diesen Himmeln. – Schau:


Ist das Ein Himmel?:  
Selig liches Blau,  
in das sich immer reinere Wolken drängen,  
Und drunter alle Weiß in Übergängen,  
und drüber jenes dünne, große Grau,  
warmwallend wie auf roter Untermalung,  
und über allem diese stille Strahlung  
sinkender Sonne.

Wunderlicher Bau,  
in sich bewegt und von sich selbst gehalten,  
Gestalten bildend, Riesenflügel, Falten  
und Hochgebirge vor den ersten Sternen  
und plötzlich, da: ein Tor in solche Fernen,  
wie sie vielleicht mir Vögel kennen ...



## ERNST MORITZ ARNDT PLAGEGEISTER

*Skandinavische Sommertage sind endlos, die Sonne geht nie ganz unter, sofern sie scheint, denn auch länger anhaltende Regenfälle sind keine Seltenheit. Und mit der Feuchtigkeit kommen auch die lästigen Plagegeister, die in den zahlreichen Seen und Moorgebieten ideale Brutstätten finden. Diese Erfahrung musste bereits der deutsche Schriftsteller Ernst Moritz Arndt während einer Schwedenreise im Jahre 1804 machen.*

ie Nacht ward heute sehr schön mitten im sausen Regen. Nie habe ich die Schneeberge in der Abend- und Nachtglut und mit dem meteorischen Widerschein derselben von ihren weißen Gipfeln so magisch und gespenstisch gesehen. Indessen der Regen, mein alter Feind, war mir doch sehr unlieb, obgleich alle sich glücklich priesen, hier kalte Tage zu erleben. Kein Ort ist nämlich so verrufen wegen seiner Mücken als Handöl\*. An warmen Tagen soll ihre Plage ganz unerträglich und unvermeidlich sein. Mein wackrer Vater Komminister\* wenigstens konnte sich deswegen zu unserm Wetter nicht genug Glück wünschen. Diese verdrießlichen Tierchen, deren Bekanntschaft ich freilich schon gemacht hatte, deren ganze Furchtbarkeit ich aber erst bei meiner Rückreise aus Jemtland nach Helsingland kennenlernen sollte, sind fast unsichtbar klein

und fliegen an warmen Abenden und Morgen, auch oft bis um die Mitternacht in so dichten Haufen, dass die Luft davon verfinstert scheint. Mund und Nase hat man fast bei jedem Atemzuge davon voll. Nicht bloß Hände und Gesicht sind ihrer Wut ausgesetzt, sondern bei ihrer Kleinheit dringen sie unter die Rockärmel und selbst unter das Hemd und zerbeißen einem die Arme bis an die Schultern. Man nennt sie gewöhnlich Härkrankor, in der Kunstsprache ist ihr Name *Culex cinereus abdomine annulis fuscis octo*. Ihr Stich ist äußerst giftig, hier sollen Zickel und Lämmer zuweilen an den Beulen sterben, die von ihren Stichen anschwellen. Man pflegt diese Tiere, so wie die Pferde, an den empfindlichen und am meisten ausgesetzten Stellen ordentlich mit einer Salbe zu bestreichen. Dieser Feind ist ihnen in diesen Gegenden so fürchterlich, dass sie im Sommer oft die höchsten Fjäll\* hinanklettern und sich auf Schneebänke flüchten, wo er sie wegen der Kälte und des Windes, der gewöhnlich von denselben wehet, verlassen muss. Auch die Menschen, die draußen etwas anders zu tun haben, als sie wegzuscheuchen, salben sich mit einer Mischung von Fett und Teer Gesicht und Hände. Besonders sind sie dazu gezwungen, wenn sie auf die Heuernte ausziehen; deswegen tragen die, welche barfuß gehen, doch immer einen Halbstrumpf bis über die Knöchel.

## ASTRID LINDGREN EIN TAG IM JUNI

*»Ein schöneres Ferienbuch als dieses kann man sich kaum wünschen«, schrieb die Süddeutsche Zeitung über Ferien auf Saltkrokan. »Man kann getrost zu Hause bleiben, draußen mag es regnen – während der Lektüre dieses Buches ist man jedenfalls in Schweden ... und es ist Sommer, man fühlt ihn auf der Haut.« Astrid Lindgrens\* Erzählungen haben unsere Vorstellungen vom idealen Sommer in Schweden geprägt: eine idyllische Insel, Sonne, Meer, Unbeschwertheit und fröhliche Menschen.*



eh an einem Sommermorgen in Stockholm zum Kai am Strandväg hinunter und schau nach, ob dort ein kleiner weißer Schären-dampfer mit dem Namen »Saltkrokan I« liegt. Wenn es so ist, dann ist es der richtige Dampfer und man braucht nur an Bord zu gehen. Punkt zehn Uhr wird er zur Abfahrt läuten und rückwärts von der Pier ablegen; denn jetzt geht er hinaus auf seine gewohnte Fahrt, die bei den Inseln weit draußen endet, dort, wo das Meer beginnt. Die »Saltkrokan I« ist ein zielbewusster und energischer kleiner Dampfer; seit mehr als dreißig Jahren macht sie dreimal in der Woche diese Fahrt. Wahrscheinlich weiß sie nicht, dass sie Gewässer durchpflügt, denen nichts sonst auf dieser Erde gleicht. Über weite Fjorde und durch schmale Sunde, an Hunderten von grünen Insel-

chen und Tausenden von grauen Schären\* vorbei steuert sie unverdrossen vorwärts. Schnell geht es nicht und die Sonne steht schon tief, wenn sie bei ihrer letzten Anlegestelle ankommt, der auf Saltkrokan, jener Insel, die ihr den Namen gab. Weiter hinaus braucht sie nicht zu fahren. Hinter Saltkrokan fängt das offene Meer an mit kahlen Felsinseln und nackten Klippen, wo niemand wohnt als die Eidergans und die Möwe und andere Meeresvögel.

Aber auf Saltkrokan wohnen Menschen. Nicht viele. Höchstens zwanzig. Das heißt: im Winter. Im Sommer kommen noch Sommergäste hinzu.

Genau so eine Familie von Sommergästen fuhr eines Tages im Juni auf der »Saltkrokan I« hinaus. Es war ein Vater mit seinen vier Kindern. Melcherson hießen sie, Stockholmer waren sie, keiner von ihnen war jemals auf Saltkrokan gewesen. Deshalb waren sie jetzt sehr erwartungsvoll, vor allem Melcher, der Papa.

»Saltkrokan«, sagte er. »Der Name gefällt mir. Deswegen habe ich auch dort gemietet.«

Malin, seine Neunzehnjährige, warf ihm einen Blick zu und schüttelte den Kopf. Oh, was für ein leichtsinniger Vater! Er wurde bald fünfzig, war aber impulsiv wie ein Kind und jungenhafter und unbekümmerter als seine eigenen Jungen. Jetzt stand er da, aufgeregt wie ein Kind am Heiligabend, und erwartete, dass alle sich über seinen Einfall, ein Sommerhaus auf Saltkrokan zu mieten, freuten.

»Das sieht dir ähnlich«, sagte Malin, »das sieht dir so richtig ähnlich, ein Sommerhaus auf einer Insel zu mie-

ten, die du nie gesehen hast, nur weil du findest, dass der Name so gut klingt.«

»Ich dachte, alle Leute machten das so«, verteidigte sich Melcher, doch dann verstummte er und dachte nach. »Aber vielleicht muss man Schriftsteller und mehr oder weniger verrückt sein, um so etwas zu tun? Nur ein Name – Saltkrokan, haha! Andere Leute fahren vielleicht vorher hin und gucken erst mal nach!«

»Einige tun das, ja! Nur du nicht!«

»Na ja, *jetzt* bin ich unterwegs«, sagte Melcher leichthin. »*Jetzt* fahre ich hin und gucke.«

Und er schaute sich mit fröhlichen blauen Augen um. Er sah alles, was ihm so lieb war, dieses fahle Wasser, diese Inseln und Holme\*, diese grauen Schären aus ehrwürdigem schwedischen Urgestein, die Ufer mit ihren alten Häusern und Anlegern und Bootshäusern. Er hatte das Gefühl, er müsste die Hand ausstrecken und alles streicheln. Stattdessen fasste er Johann und Niklas ums Genick.

»Begreift ihr, dass es schön ist? Begreift ihr, wie glücklich ihr sein könnt, dass ihr den ganzen Sommer hier mitdendrin wohnen dürft?« Johann und Niklas sagten, sie begriffen es. Pelle sagte, er begreife es auch.

»Na, aber warum jubelt ihr dann nicht?«, fragte Melcher. »Darf ich um ein bisschen Jubel bitten!«

»Wie macht man das?«, erkundigte sich Pelle. Er war erst sieben Jahre alt und konnte nicht auf Befehl jubeln.

»Man brüllt«, sagte Melcher und lachte ausgelassen. Dann versuchte er selbst ein wenig zu brüllen, und sei-

ne Kinder kicherten dankbar. »Du hörst dich an wie eine Kuh«, sagte Johann und Malin wandte ein: »Ob wir nicht sicherheitshalber mit dem Brüllen warten, bis wir das Haus gesehen haben, das du gemietet hast?«

Das fand Melcher nicht. »Das Haus ist wunderbar, hat der Makler gesagt. Und man sollte sich doch wohl darauf verlassen können, was die Leute einem sagen. So ein richtig gemütliches altes Sommerhaus, das hat er mir versichert.«

»Ach, wären wir doch bald da«, sagte Pelle. »Ich möchte dieses Sommerhaus jetzt sofort sehen.«

Melcher guckte auf seine Uhr. »Noch eine Stunde, mein Junge. Bis dahin haben wir allesamt mächtigen Hunger. Und könnt ihr raten, was wir dann tun?«

»Essen«, schlug Niklas vor.

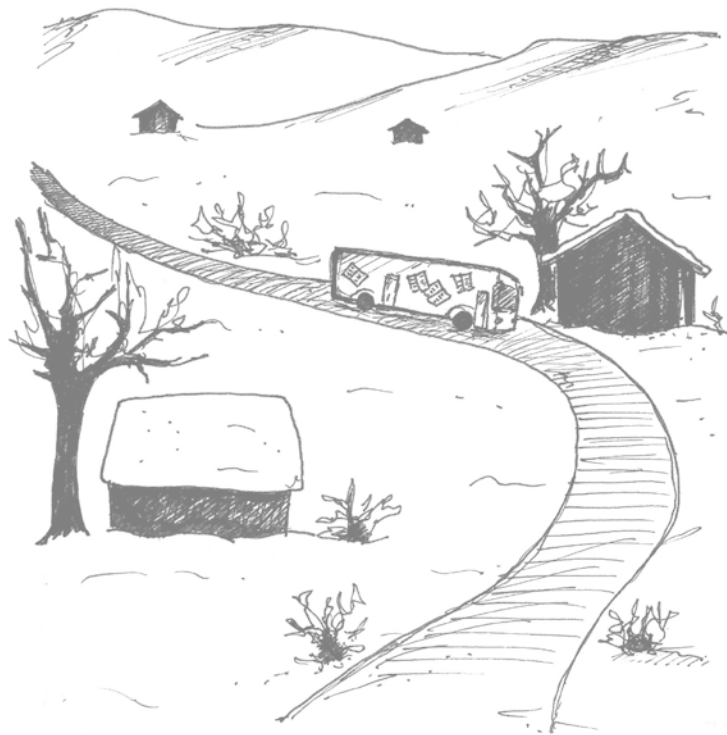
»Richtig. Wir setzen uns vors Haus in die Sonne und verspeisen das wunderbar gute kleine Mahl, das Malin für uns bereitet hat. Im grünen Gras, versteht ihr? Wir sitzen nur da und fühlen, dass Sommer ist!«

»Oh«, sagte Pelle, »jetzt brülle ich gleich.«

*Deutsch von Thyra Dorenburg*



»Aber Finnen«, so sagt Penttii, »können eben einen Gedanken nicht ertragen: dass irgendjemand auf der Strecke bleibt.«



## V STADT UND LAND

### ERNST MORITZ ARNDT REISE DURCH SCHWEDEN IM JAHRE 1804

*Der deutsche Schriftsteller und Gelehrte Ernst Moritz Arndt beschrieb detailliert seine mehrmonatige Reise durch Schweden im Jahre 1803/1804. Der hier zitierte Ausschnitt seines Reisetagebuchs macht deutlich, wie mühsam das Reisen über Land zur damaligen Zeit war. Nur wenige Meilen konnten an einem Tag zurückgelegt werden. Auch heute noch muss sich der Reisende in Skandinavien oft in Geduld üben. Je weiter man nach Norden kommt, desto langsamer werden die Transportwege. Selbst auf den Hauptverkehrsadern ist das Fortkommen keineswegs mit dem rasanten Tempo auf unseren Autobahnen vergleichbar. Immer wieder stehen schroffe Bergwände oder abgrundtiefe Fjorde im Weg, die nur mühsam über Pässstraßen und Brücken, durch endlose dunkle Tunnels oder mit Fähren zu überwinden sind. Die Natur zwingt die Menschen zur Entschleunigung.*

**B**eim Erwachen traf ich meinen freundlichen Wirt, den Herrn Inspektor Sparmann, und erfuhr von ihm, dass heute Mittag der Komminister\* von Undersåker in einer zahlreichen Gesellschaft nach Handöl\*, unweit der norwegischen Grenze, reisen, dort Gottesdienst für die Lappen\* halten, auch ein lappisches Paar

zusammensprechen werde. Welch ein Fund für mich, der so gern die Lappen sehen wollte! Mein Entschluss war so gleich gefasst, die Karawane zu vermehren. (...) Um 2 Uhr nachmittags war mein Skjutsperd\* gesattelt vor der Türe, und man hoffte, ich werde wahrscheinlich die ganze Gesellschaft beim Zoll in Dufve treffen und dann morgen in Gemeinschaft mit ihr die Reise weiter fortsetzen können.

*Den 8. Juli.*

Reise von Undersåker bis Dufveby 3 Meilen. (...) Ich trabte wie einer, der Eile hat, rasch fort. Alles ist hier Fjällgegend\*. Ich ritt im hohen Gebirg, das sich hie und da mit lieblichen Tälern senkt und unter sich einen brausenden Strom im Grunde hat. Es war ein lustiger Sonntag und der Mut quoll mir in der Brust auf, sowie mein Gaul weitertrabte. In Åre, einem Dorf und einer Annexkirche von Undersåker, hart unter Åreskuta, war es sehr lustig. Da waren zwei Kindtaufen gewesen und die ganze Gemeinde war noch munter beim Trunke und ich musste teilnehmen. (...) Ich war hier mitten unter ihnen bei dem Kindelbier\* (barnöl) und ritt nachher mit einer großen Karawane von ihnen bis Dufvetull. In Jemtland reitet fast alles auf Sätteln und Quersätteln; Männer, Weiber, Jungfrauen, Mütter mit ihren Kindern – alles saß zu Pferde und trabte lustig neben mir und vor mir her, und mit mehreren freudigen Amazoninnen ging ich mit meinem raschen Grauschimmel, den ich in Åre erhielt, ein Wettrennen ein, wo ich bald siegte, bald besiegt ward. Munter trabte ich so mit ihnen auf das Zollhaus in Dufve zu und

band dort einstweilen meinen Gaul an. Welche Frömmigkeit dieser Menschen! Manche haben 5 bis 6 Meilen zur Kirche und doch sind sie fleißig da. Der ganze Weg war von Kirchenreiterei bedeckt und doch gehen manchen von ihnen drei Tage darauf; sie reiten den Sonnabend aus und kommen erst den Montagmittag nach Hause. Mein Pferd hatte ich angebunden; freundlich empfing mich der Besitzer des Hauses, Herr Zollinspektor Granbom. Einen Teil unsrer Handölgesellschaft traf ich da, den Komminister Herrn Lars Festin von Undersåker mit einer hübschen Tochter und einem Sohn, der Gymnasiast in Hernösand ist, zwei Bruksinspektoren\* und verschiedene Nämndemän\*, die alle in verschiedenen Geschäften nach Handöl wollten. Ich gesellte mich so gleich zu dem Komminister und ward liebevoll zu einem Mitglied seiner Familie aufgenommen. Wir saßen hier bis Sonnenuntergang in guter Gesellschaft, aßen und zechten weidlich, denn zu mehreren Flaschen Wein wurden zwei Bowlen Punsch geleert; dann zog ich mit Herrn Festin eine halbe Meile weiter bis Dufveby, wo ich mit ihm und seiner Familie in einem Bauernhause Quartier nahm. Hier bei Dufve ist der Grenzzoll für alles, was aus Norwegen kommt und dahin will. Bei Dufveby ist eine alte Schanze\*, die aber seit 70 Jahren öde liegt. Sie sollte bei dem Strom den sogenannten Dufvesund, diesen Grenzpass Jemtlands, decken. Von hier geht nämlich der Weg durch Skördalsporten auf Levanger in Norwegen, zu dessen äußerstem Dorf Suhl man ungefähr

5 Meilen von hier hat. Dieser Weg ist nicht bloß für Reiter, sondern selbst für leichtes Fuhrwerk brauchbar, doch nur mitten im Sommer. Im Winter gibt es manche bequeme Wege über Ströme und Seen, worüber der Frost Brücken wirft. Das kleine Hemman Sta, eine Viertelmeile von Dufveby, ist das letzte Dorf auf diesem Wege, doch wohnen hie und da weiter hinauf einzelne Kolonisten, die für den Dienst der Reisenden Pferde halten und tapfer, brav und hilfreich in jenen gefährlichen Gegenden sein sollen, wie es der schwedischen Nation allenthalben eigen ist. Man hat für die Reisenden auf diesem Bergwege sogenannte Fjällstugor erbaut, kleine Gebäude mit einigen heizbaren Zimmern und großen Ställen, zugleich mit Holz und Heu versehen; auch als Häll werden sie gebraucht. Es gibt drei derselben, und die jemtischen Bauern haben sie zuerst für sich selbst bei ihren vielen Reisen nach Norwegen eingerichtet. Bei Mastuga, der zweiten in der Ordnung, ist Stallraum für 200 Pferde. Die Bewohner dieser Stugor heißen wohl Fjällstugukarlar und bekommen von der ganzen Provinz von jedem Rauch eine Stänne Gerste (ein Achtel des pommerschen Scheffels) als Lohn. Ihr Geschäft ist, die Reisenden mit Quartier, Holz, Wärme und Wasser zu bedienen. Auf mehrere Meilen sieht man hier keinen Wald oder Strauch, desto gefährlicher ist der Schnee und Sturm in den schlimmen Monaten. Die Häuser bei Skallstuga, der höchsten von allen, werden oft ganz mit Schnee bedeckt, dass die Reisenden davon oft nicht mehr als die Schornsteine sehen. Fast je-

des Jahr liegen die Schneebänke dort so hoch, dass die Bewohner sich durchminieren und durch gewölbte Gänge unter dem Schnee ihren Ausgang und Eingang zum Haus machen müssen. In einer halben Stunde können ihre Brunnen und Quellen so verschneien, dass sie nicht hinkommen können. Dann muss ein Kerl den ganzen Tag arbeiten und zum Dienst der Reisenden Schnee auftauen. Im Sommer kann man den Weg ganz allein ohne alle Beschwerde reisen. (...)

*Den 9. Juli.*

Reise von Dufveby bis Handöl 4 Meilen. Es ging heute nicht mit Extrapost, wie es in den meisten Provinzen Schwedens gehen kann, wenn man will, sondern teils die Größe unsrer Karawane und das viele Auf- und Abpacken, teils die Seen, die in Booten passiert werden mussten, teils auch der Proviant und die Gerätschaften, die mitgenommen werden mussten, endlich die Lust der Gesellschaft, die an den meisten Stellen eine längere Zeche und Mahlzeit hielt, als billig hätte sein sollen, alles dies war schuld, dass der größte Teil des Tages so verreist ward. (...) Um 7 Uhr waren die verschiedenen Pferde da, welche wir bestellt hatten, bald kamen auch unsre Freunde von gestern, welche bei dem Herrn Granbom übernachtet hatten; man fing an zu satteln und aufzupacken. Aber diese Arbeit war lang. (...) Um halb 10 Uhr ward der Zug mobil und wir setzten etwa 50 Pferde stark über die Fähre bei Dufvesund. Von da erreichten wir bald das Gütchen Sta, wo ein reicher Bauer wohnt, dessen Bruder einer der reichsten Kaufleute Drontheims



ist. Dieses Sta ist das letzte Dorf am Wege nach Norwegen, obgleich die in den letzten 30 Jahren höher hinauf angelegten Nybyggen\* wohl endlich diese Ehre alt machen werden. Den Namen Sta hat es erhalten, weil hier vormals alles Rast hielt und sich erholte, ehe die höhere Fjällreise, wo jetzt die Stugor sind, angetreten ward. Es liegt sehr anmutig auf einem Birkenhügel und hat einen Graswuchs, über dessen Reichtum man erstaunt; sein Besitzer hält 70 Kühe. (...) Unser Gepäck ging von Wallarne an den See Ann, wo es in ein großes Boot geladen ward; für uns waren zwei andere bereit. Es regnete lustig, dazu mussten wir durch einen Sumpf an den See heranwaten und lange stehen, ehe alles flott und mobil werden konnte. Zuletzt lag es noch an dem armen lappischen Bräutigam, dass es nicht schneller abstieß. Das Boot, worin ich war, wollte ihn aus einem pöbelhaften Aberglauben unsers Schiffers nicht aufnehmen, das andere war schon weit voraus, musste also wieder zurückkommen und sich seiner erbarmen, wenn er nicht im Regen und Sumpf ferne von der Stelle seiner Sehnsucht auf eine andere Gelegenheit harren sollte. Der Komminister hielt eine Strafpredigt über unsern Ruderer; aber wenn diese etwas wirkte, so mussten wir Unschuldigen sie mit büßen, denn der Himmel goss seinen Wasservorrat fürchterlich auf unsre Köpfe herab. Wir hatten anderthalb Meilen nach Handöl wegen einer verdrießlichen Landspitze, die tief in den See hineinläuft und um welche wir rudern mussten. Kleine Inseln, schwimmende Bäume, Enten, wildes Gebirg und Schneeberge ringsumher brach-

ten Mannigfaltigkeit genug in die Fahrt, auch widersetzten wir uns durch das sthenische Mittel des Scherzes und Gesanges dem schlimmen Einflusse der Nässe, die uns bis an das Mark drang. Endlich liefen wir Ersten in die kleine Ena-Elf\* ein (...). Das andere Boot hatte sich von uns getrennt und wollte einen andern Weg nehmen, aber es musste nahe am Lande entlangsteuern, ehe es zur Elf kam, und ward fest. Die Männer mussten alle aussteigen und einige hundert Schritt bis an den Gürtel im Wasser waten und das Boot und die Weibsen schieben. Die Szene war komisch genug, im Grunde aber wurden sie nicht viel nasser, als wir schon waren. Wir warteten, bis sie loskamen, und landeten endlich zusammen etwa 500 Schritt von Handöl. Ich blieb in des wackern Komministers Familie in einem Bauernhause, die Übrigen verteilten sich in zwei andere, so nahe bei uns, dass wir in zwei Minuten alle miteinander Kommunikation haben konnten. Wir bekamen ein großes Zimmer, worin die Flamme schon hell loderte, als wir ankamen, denn es war recht kalt bei dem Regen und der Nordwest wehte von den Schneebergen. Alles lagerte und trocknete sich um das Feuer, bald stand auch das Mahl, aus den herrlichsten Fischen, frischer Milch, Renzungen und dem Gewöhnlichen bestehend, auf dem Tische. Wir ließen es uns wohl schmecken, philosophierten über die wichtige Frage, ob es besser sei, dass es so regne oder dass uns bei zierlicher Hitze die Mücken stächen, bis endlich die Lappen kamen und ein mir wenigstens ganz neues Leben angingen.

## VI LICHT UND SCHATTEN

BERTHOLD FRANKE

### DAS BULLERBÜ-SYNDROM – WARUM DIE DEUTSCHEN SCHWEDEN LIEBEN

*Dieser Essay wurde zuerst 2007 in der schwedischen Tageszeitung Svenska Dagbladet veröffentlicht. Damals war Berthold Franke Direktor des Goethe-Instituts in Stockholm. Die darin ausgeführten Thesen wurden sowohl in Deutschland als auch in Schweden viel beachtet, sodass der schwedische Begriff »Bullerbüsyndrommet« anschließend sogar vom schwedischen Språlrådet (dem Sprachenrat) in seinen offiziellen Wortschatz aufgenommen wurde.*

» n Stockholm wohnt doch Karlsson!« – die Antwort der Tochter auf die Ankündigung, die Familie werde demnächst nach Schweden ziehen, macht schlagartig klar: Es gibt kein Land der Welt, in dem meine Kinder noch nicht gewesen sind und von dem sie so viele positive Bilder im Kopf haben wie von Schweden. Die allseits bekannte, in manchem recht merkwürdige Liebe vieler Deutscher zu Schweden hat nicht wenig mit Astrid Lindgren\* zu tun. Über die Phantasie von Millionen junger und alter Leser und Vorleser hat die Autorin das Bild ihres Landes auf der ganzen Welt geprägt.

Der deutsche Fall verlangt allerdings eine besondere Erklärung. Wie kommt es, dass Astrid Lindgren ihren bei Weitem größten Erfolg, ihre treueste Anhängerschaft und beinahe ein Viertel ihrer Weltauflage in Deutschland hatte? Schon ein kurzer Blick auf die Einzelheiten, etwa die Tatsache, dass es in Deutschland fast zweihundert Schulen gibt, die ihren Namen tragen, verweist auf eine Beziehung der besonderen Art. Wer das Verhältnis der Deutschen zu Schweden verstehen will, kommt um den Fall Astrid Lindgren nicht herum, so viel ist klar. Und je näher man dieser Beziehung kommt, desto klarer wird auch, dass es nicht einfach die Autorin und ihre Bücher sind, die dies verursacht haben. Vielmehr handelt es sich wohl um eine Affinität, die durch die Texte und Geschichten von Astrid Lindgren erst ergriffen, ausgemalt und instrumentiert worden ist. Diese nationale und literarische Wahlverwandtschaft gilt es zu verstehen.

Zunächst geht es um ein Klischee, ein Stereotyp: Schweden, der Nachbar im Norden, ist für viele Deutsche nach dem Modell der *Kinder aus Bullerbü* nichts anderes als eine Art imaginiertes Groß-Bullerbü. Das kleine Dorf, bestehend aus wenig mehr als drei hübschen Häusern, kann als Chiffre für den sehr speziellen deutschen Traum von Schweden stehen, eigentlich der Traum einer verlorenen, dafür umso intensiver ausgemalten Kindheit. Bullerbü ist also durchaus eine deutsche Utopie, ganz im Sinne der berühmten Definition von Ernst Bloch: »etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat«.

Astrid Lindgrens Texte haben offensichtlich eine tiefe deutsche Sehnsucht ergriffen und zur Sprache gebracht. Die unvergleichliche Anziehungskraft ihrer Bücher und deren wiederum das deutsche Schwedenbild prägende Kraft erklärt sich daraus, dass Geschichten und Charaktere mit dieser Sehnsucht durchtränkt sind. Das schwedische Bullerbü muss fortan mit deutschem »ü« geschrieben werden.

Klischees, vor allem positive, werden besonders geliebt und verteidigt. Nur sind sie, so oder so, Einfallstor der Dummheit, zu beobachten zum Beispiel bei manchen Altlinken, für die Kuba noch immer so etwas wie das politisch-erotische Utopia eines unschuldigen Marxismus ist. Im Bullerbü-Syndrom liegt allerdings mehr als bloße Stereotypie. Man kann Astrid Lindgrens deutsche Wirkung nämlich mit Fug und Recht als mythologisch bezeichnen. Diese mythische Ausstrahlung, die ja ganz besonders die kindliche Leseerfahrung entfalten kann (man denke an Grimms Märchen), hat jedenfalls das deutsche Schwedenbild weit über die anderen schwedischen »Mythen des Alltags« wie Ikea, Abba und Volvo geprägt. (Entsprechend kann die britische Regierung ihre auswärtige Kulturpolitik getrost einstellen und voll auf die unvergleichlichen Effekte von Harry Potter vertrauen!) Astrid Lindgrens Werk, in der Summe eine Art Groß Erzählung des Landes und seiner Menschen, kann insofern als mythologisch bezeichnet werden, als die dort narrativ erzeugten Bilder und Charaktere die anschließende nicht-

literarische Erfahrung neu prägen und strukturieren. Wer einmal als kindlicher Leser in Bullerbü war, wird es als Tourist überall wiederfinden. Nur wirklich große Literatur kann solche Wirkung entfalten, und selbstverständlich ist, dass im Kapitalismus solche Potenziale sofort kulturindustriell bewirtschaftet werden.

So bildet seit Langem eine hochspezialisierte deutsche Schweden-Industrie vom Tourismus über die Krimiverlage bis in die Serienproduktion des Massenfernsehens, tatkräftig unterstützt von schwedischen Zulieferern, ein auf Lindgren-Klischees basierendes Schweden für die begeisterten deutschen Konsumenten nach. Und so fasst wohl die große Zahl der Deutschen ihre Lindgren-Bilder als Idylle zusammen und blendet dabei die ganz und gar nicht idyllische, sozialkritische Seite der Schriftstellerin aus. Nicht primär an den anarchistischen Helden Pippi und Karlsson kristallisieren sich diese Bilder, sondern am Sommertraum von der Schäreninsel\* Saltkråkan oder eben an Bullerbü, jenem weltabgeschiedenen dörflichen Miniaturutopia, das die Autorin in einem einfachen, aus Kinderperspektive erlebten Jahresablauf beschrieben hat.

Wer das Bullerbü-Syndrom in Kurzfassung studieren möchte, braucht nur eine Folge der aktuellen ZDF-Fernsehserie *Inga Lindström* anzuschauen. Unter Titeln wie »Wolken über Sommarholm«, »Sehnsucht nach Marie-lund« oder »Vickerby für immer« wird hier zur sonntäglichen Primetime regelmäßig eine Klischeeorgie gefeiert, die einen mit der schwedischen Wirklichkeit halbwegs

vertrauten Zeitgenossen das Staunen lehrt. Dieser öffentlich-rechtlich finanzierte, im Stockholmer Schärengraben abgefilmte Reigen aus Schwedenkitsch repräsentiert für ein offensichtlich fasziniertes deutsches Massenpublikum ihr nördliches Nachbarland – ein Schweden, in dem wirklich alle blond sind, Volvo fahren, fortdauernd »Hej« rufen und wo gleich mehrfach täglich die Mittsommersonne über einer kleinen Felseninsel untergeht und dabei wunderhübsche Holzhäuslein zum Leuchten bringt. Dieses Bild des falunroten\* Hauses auf der Schäreninsel, dazu die blaugelbe Flagge an weißem Mast in tiefstehender Sonne, stellt die visuelle Synthese des deutschen Schwedenbildes dar und findet sich mittlerweile selbst auf den Umschlägen von Krimis deutscher Autoren, die sich zwecks Auflagensteigerung gelegentlich sogar schwedisch klingende Pseudonyme zulegen, so wie Inga Lindström, die im wirklichen Leben Christiane Sadlo heißt.

Nun sind nationale Klischees dieser Art keine Erfindung der Deutschen. Wer einmal eine Gruppe von Japanern in Lederhosen auf dem Münchner Oktoberfest erlebt hat, wird dies gerne zugestehen. Doch nichts ist Zufall auf diesem Gebiet. Zum einen ist die Sehnsucht nach der Ferne in Deutschland besonders ausgeprägt. Offensichtlich wird nicht wenigen Deutschen ihr Leben erst außerhalb der Landesgrenzen erträglich. Im Land der Weltmeister des Auslandstourismus gab es auch lange schon vor der Katastrophe des 20. Jahrhunderts einen

besonderen Hang, sich wegzuwünschen, wegzuträumen und fortzubewegen.

Bekannt ist die Frankophilie der deutschen Linken, die Liebe zu einer Revolution, die man selber nicht hingelegt hatte und die später (seit '68) sehr gerne auf die Freiheits- und Emanzipationsbewegungen der Dritten Welt übertragen wurde; Kuba, Vietnam, Nicaragua – nach dem Motto: je weiter weg, desto besser. Womöglich hilft in Bezug auf Schweden aber der Vergleich mit einer anderen, der wohl größten Liebe der Deutschen zu einem Land und einer Kultur, der zu Italien. Seit den Reisen der Klassiker Winckelmann, Goethe und Platen über die Alpen zu den Nachbarn im Süden ist diese Liebe, dieser Hang zu Italien sprichwörtlich. Ohne die Italiensehnsucht der Dichter und Denker gleichzusetzen mit den Motiven heutiger Landhausbesitzer in der Toskana – was die vielen Italienfreunde in Deutschland vom Bildungsreisenden mit Architekturführer unterm Arm bis zum einfachen Gast der Vorstadtpizzeria südlich der Alpen immer gesucht und gefunden haben, ist das ganz Andere: die Schönheit, den Garten, die Kunst, die Küche, das leichte und süße Leben unter der Sonne, also eine Gegenwelt zum grauen, mit Mühsal und Alltag kontaminierten deutschen Dasein; Natur, Kultur und Lebensstil als Alternative zur deutschen Wirklichkeit.

Und Schweden? Hier scheint der Fall zu sein, dass umgekehrt die Sehnsucht gerade nicht dem Anderen oder Fremden gilt, sondern dem Eigenen. Führt man sich

nämlich die Ingredienzien der deutschen Schwedenklischees näher vor Augen, wird man entdecken, dass hier durchaus heimische Dinge verhandelt werden. Es ist mit Händen zu greifen: Das im Bullerbü-Klischee zusammengefasste Schwedenbild ist komponiert aus Stücken einer ziemlich deutschen Welt, eben Heimat – allerdings im erwähnten utopischen Sinne, eine nicht mehr existierende, längst verlorene. Aus und vorbei – die Deutschen leben im tiefen Bewusstsein des Verlustes des Ursprünglichen, was zum Beispiel unseren Nachbarn westlich des Rheins völlig unverständlich ist beziehungsweise zu Spekulationen und Rätseleien ganzer Generationen von französischen Intellektuellen über die Deutschen und ihre »incertitudes« geführt hat.

Es beginnt mit Natur und Tierwelt. So ist der Elch, zentrales Kultobjekt der Schwedentouristen und Souvenirjäger, für die Deutschen kein eigentlich fremdes Wesen, sondern ein alter Bekannter, den schon Caesar als deutsches Tier beschrieben hat. Wenn also wieder und wieder deutsche Touristen an einsamen Stellen auf schwedischen Straßen Wildwechsel-Warnschilder als Trophäe für die heimische Kellerwand abschrauben, dann auch deswegen, weil dieser große Hirsch seit vielen Jahrhunderten aus unseren Wäldern vertrieben, also Sinnbild eines einschneidenden Verlustes ist. Die schwedische Natur – Seen, Wälder, grüne Weiden und sanfte Hügel usw. – ist tatsächlich überhaupt nicht exotisch für die Deutschen, sondern ganz nahe an der eigenen Landschaft, vor

allem der norddeutschen. Im Bullerbü-Syndrom zeigt sie sich noch einmal im von Industrialisierung und drangvoller Dichte menschlicher Siedlung und Infrastruktur unberührten, nur von sanfter bäuerlicher Intervention geprägten Idealzustand.

Aus dem Verlustgefühl speist sich das notorisch gebrochene Verhältnis der Deutschen zur Zivilisation, wobei aber die Natur nicht einmal der Hauptgegenstand sein mag. Denn dem Bild der intakten Natur korrespondiert die andere Dimension des Bullerbü-Syndroms, nämlich die Vorstellung eines besseren, humanen Umgangs der Menschen miteinander. Bullerbü ist eben auch die noch nicht zynisch und gemein gewordene, die unverdorbene soziale Gemeinschaft, wo die schlimmste Gefahr vielleicht von einem einsam und bitter gewordenen alten Schuster droht, der die Kinder mit groben Worten von ihrem Spielplatz vertreibt. Die große Leistung von Astrid Lindgren liegt wohl darin, dass sie diese zarte und im modernen, erwachsenen Leben verloren gegangene Welt selbstbewusst, einfühlsam und konsistent eingefangen und verteidigt hat. Gute, liebevolle Familien und glückliche Kinder gibt es überall auf der Welt; Astrid Lindgren hat ihnen ein schwedisches Antlitz verliehen.

Ist nicht Bullerbü, wie jede glückliche Kindheit, der perfekte Gegenentwurf zu jenem leider unwiderruflichen gesellschaftlichen Prozess, den der Marxismus im Begriff der Entfremdung zusammengefasst hat? Er entstammt der Tradition des deutschen Vormärz und ist ein Haupt-

begriff der deutschen Romantik, jener deutschesten aller Gefühlsregungen, die zugleich einer ganzen geistesgeschichtlichen Epoche ihren Namen gab. Hier liegt ein Schlüssel zum Verständnis des Bullerbü-Syndroms. Nur wenig überspitzt darf nämlich Astrid Lindgren als schwedischer Beitrag zur deutschen Romantik verstanden werden. Und: Ist nicht überhaupt die Romantik die ganz eigentümliche kulturelle Brücke zwischen Deutschland und Schweden? So wie Richard Wagner, der neben Karl Marx berühmteste deutsche Romantiker, offenbar viele schwedische Empfindungen instrumentiert und vertont hat, so hat Astrid Lindgren ein deutsches romantisches Hauptgefühl ausformuliert.

Wagner oder Verdi – ist Italien der deutsche Sehnsuchtsort des ganz Anderen, so ist Schweden der Traum vom verlorenen Eigenen. Der deutsche Ort Bullerbü bezeichnet das sozialromantische Utopia einer unversehrten, wenn man so will »sozialdemokratischen«, von Verständnis, Solidarität und Gerechtigkeit geprägten Welt, die – ganz Gegenbild zur deutschen Geschichte – die Zynismen und Gewalttaten nationalistisch-kriegerischer Exzesse wie auch des kapitalistischen Kampfes aller gegen alle wirkungsvoll domestizieren konnte, und sei es auch nur deswegen, weil diese Tendenzen der Entfremdung und Verdinglichung das schöne Land an der nördlichen Peripherie erst spät und weniger heftig erreicht haben.

Dabei ist der deutsche Nord-Affekt natürlich viel älter als Bullerbü und hat, rückblickend gesehen, eine unter-

gründige Beziehung zum protestantisch-lebensreformerischen Traum der großen egalitären Reinigung und Neuausrichtung einer als zivilisatorisch verkommen wahrgenommenen modernen Welt. Dieser Spießert Traum vom großen Purgatorium (mit Übergängen bis in expliziten Rassismus) wurde übrigens auch ausgiebig in Schweden geträumt und findet sich in Spurenelementen bis hinein in die Bilderszenen eines Carl Larsson\* oder, wenn man so will, weiter bis in die helle »Weg-mit-dem-Muff«-Ästhetik der Ikea-Wohnwelten. Doch seitdem Astrid Lindgren, pünktlich zum Ende des Naziwahns, die Szene betreten hat, muss dieser Traum politisch korrekt geträumt werden, was die Anziehungskraft womöglich noch einmal verstärkt hat.

Zum kleinbürgerlichen Reinlichkeitsstreben gehört nämlich mittlerweile ganz wesentlich die Phantasie eines vom Nazikontext unbefleckten Selbstverständnisses. Je öfter und unentrinnbarer der heutige Schwedenfan sich mit der Kontamination durch die deutsche Geschichte konfrontiert sieht, desto mehr verspricht ihm sein Schweden – eines der sehr wenigen europäischen Länder, in denen Deutschland im vergangenen Jahrhundert keinen Krieg geführt hat – eine politisch unschuldige Welt, wo ihn diese fürchterliche Vergangenheit endlich nicht mehr wie ein Kainsmal verunstaltet. So schön entnazifiziert wie die Schweden wäre man eben gerne selber.

»Wenn wir«, so mag man den inneren Monolog eines deutschen Schwedenwanderers nachvollziehen, »eine

bessere Geschichte gehabt hätten, wenn wir unsere Natur nicht vergiftet, unsere Dörfer nicht verlassen hätten und in die gesichtslosen, so oft zerstörten Städte gezogen wären, wenn wir keine Kriege gehabt hätten und mehr Glück mit unseren Herrschern, wenn wir vielleicht mehr am Rand gelegen wären und nicht in der vielbegehrten Mitte des Kontinents, wenn wir vielleicht nicht so viele und so relativ groß geworden wären, wenn wir mehr Einigkeit statt des inneren Zerwürfnisses seit der Reformation gezeigt hätten – dann hätte doch vielleicht so etwas Ähnliches wie Schweden aus uns werden können!«

Und so macht man sich dann auf den Weg ins gelobte Land, in voluminöse Fleecejacken gehüllt, erträgt mit großer Lust verregnete Juliwochen, dünnes Bier, grauenvolle Wurst und Mückenattacken an stehenden Gewässern, fährt individualistische schwedische Autos und sucht und findet sein Bullerbü. Nicht nur auf Reisen, sondern schon bei samstäglichen Familienausflügen in Warenhäuser für Abholmöbel – und dagegen ist ja auch gar nichts einzuwenden. Denn wer als unbedarfter Tourist nach Schweden reist, wird ein Gutteil seiner Klischees zumindest an der Oberfläche bestätigt finden. Die schwedische Wirklichkeit entspricht auch ohne projektive Überblendung in manchen Zügen dem deutschen Traumbild. Sie existiert ja tatsächlich, jene kaum berührte, wunderbar milde schwedische Natur, bildhaft verdichtet im mythischen schwedischen Sommer. Der Elch lebt, manchmal steht er sogar mitten auf der Landstraße; und es gibt tatsächlich

und ohne naive Übertreibung die den Mitteleuropäer immer wieder verblüffende, bewundernswerte soziale und kommunikative Praxis eines innerlich unverletzten Landes, die wohl aus der fehlenden Erfahrung des Krieges kommt und über deren eminenten Ausnahmecharakter sich die meisten Schweden selbst im Unklaren sind.

Wer als Mitteleuropäer schwedische Zeitungen liest, wird aus dem Staunen nicht herauskommen, wie sehr zum Beispiel moralische Fragen im Vordergrund stehen, wie ernsthaft und ausführlich man die Themen Erziehung, Gesundheit, psychische Probleme oder Schicksale von Benachteiligten aller Art erörtert, während andernorts die Welt in die Luft fliegt. Kehrseite dieser wertvollen, von Einfühlung getragenen und jeglichem narzisstischen Einschlag fernen Kultur ist der Provinzialismus, das total Unabgebrühte, das dem hartgesottenen Zentraleuropäer immer wieder die Frage aufgibt, ob die Freunde aus dem Norden nicht doch etwas weltfremd sind.

Aber natürlich gilt: Schweden, vor allem in den Ballungszentren, hat seine Unschuld längst verloren. Eine Stadt wie Stockholm kennt mittlerweile die ganze Palette der Probleme großer Städte, von Drogen bis zu rassistischer Gewalt. Was man aber spürt, zum Beispiel in der auffälligen Intensität der Berichterstattung über Kriminalfälle (die einem deutschen Leser allenfalls ein Achselzucken abringen würden), ist der Nachhall eines vorgängigen, unberührten Zustandes. Viel beschrieben ist die traumatische Wirkung der Mordfälle Palme\* und Lindh\*,

wo eine jäh aufgeschreckte schwedische Öffentlichkeit im Spiegel der Wirklichkeit die Differenz zum eigenen Selbstbild einer gewaltfreien Gesellschaft schockhaft lernen musste.

Aus diesem Kontext werden vielleicht auch die besondere Qualität und der staunenswerte Erfolg der schwedischen Kriminalliteratur erklärlich. Er hat mit der Fallhöhe zwischen geltender Norm und krimineller Tat zu tun. Jeder Krimi lebt von dieser Spannung. Vor der Kulisse der relativen Unversehrtheit der moralischen Landschaft Schwedens lassen sich solche Spiele des Entsetzens allerdings besonders wirkungsvoll inszenieren. Das Bild der grauenvoll zugerichteten Leiche in einer schonischen Kleinstadt wird unsere moralische Empfindung stärker erregen als das gleiche Bild vor dem Hintergrund der South Bronx oder des Ghettos einer südamerikanischen Gewaltmetropole. Wundert es noch, dass, ganz so wie im Fall Astrid Lindgrens, es auch für die schwedischen Kriminalgeschichten und -filme andernorts kaum so viel Nachfrage wie in Deutschland gibt? Willkommen beim »Ystad\*-Syndrom«!

In all dem drückt sich nicht weniger aus als eine alte und unwiderlegbare »ferne Nähe« (ein Begriff des linkshegelianischen Romantikers Theodor W. Adorno) zwischen Deutschen und Schweden. Es gibt so vieles, was sie verbindet: Luther und der Protestantismus, die romantische Liebe zu Natur und Gesang (wo sonst außerhalb Deutschlands wird das Kunstlied so geliebt wie in

Schweden?), die kulturelle Nähe zum Handwerklichen und zum Erfindertum, der Hang zu Häuslichkeit und die auf Vertrauen und Selbstkontrolle gebauten sozialen Beziehungen; auch eher problematische Eigenschaften wie Schweigsamkeit und die Neigung zu grüblerischem Selbstzweifel, die im lateinischen Europa viel geringer ausgeprägt sind.

Das Bullerbü-Syndrom, jene merkwürdige Geschichte einer kollektiven Projektion, der Literatur ihre höchst folgenreiche Gestalt gegeben hat, belehrt uns wieder einmal über die Wirkmacht der Geschichte. Als im Jahre 2005 in Deutschland des sechzigsten Jahrestags des Kriegsendes gedacht wurde, damit der Erfahrung einer Katastrophe, die ihre Wirkung bis heute und in nahezu jede deutsche Familie hinein ausübt, feierten die Schweden den sechzigsten Geburtstag der ersten Buchausgabe von *Pippi Langstrumpf*. Das ist, kurz gefasst, der ganze Unterschied, ein Unterschied ums Ganze. 1949 kamen Pippi und ihre Schöpferin zu den Deutschen und haben sie seitdem verzaubert. In Astrid Lindgren begegnen sich das traumatisierte und das unversehrte Land.





LARS GUSTAFSSON  
DER AAL UND DER BRUNNEN

*Auch in diesem Gedicht des schwedischen Lyrikers Lars Gustafsson\* erscheint der Bruch zwischen der ländlichen Idylle, eines Brunnens im süd-schwedischen Schonen und dem düsteren Grusel, den die Vorstellung des Brunnenaals auslöst.*



Im alten Schonen gab es einen Brauch:  
In die schwarzen tiefen Brunnen  
ließ man junge Aale aus dem Meer herab.

Diese Aale blieben dann ihr ganzes Leben  
gefangen in der dunklen Brunnentiefe.  
Sie halten das Wasser kristallklar und rein.  
Kommt der Brunnenaal einmal herauf,  
weiß, erschreckend groß, gefangen im Eimer,  
blind und sich schlängelnd, herein und heraus,  
aus den Rätselfalten seines Körpers, unwissend,  
beeilt sich ein jeder, ihn wieder zu versenken.

Ich meine oft, ich sei  
nicht nur an der Statt des Brunnenaals,  
sondern Brunnen und Aal zu gleicher Zeit.  
Gefangener meiner selbst, doch dieses Selbst  
ist bereits etwas anderes. Ich bin da.  
Und ich wasche es mit meiner schlängelnden,  
schlammigen, weißbäuchigen Gegenwart im Dunkel.

*Deutsch von Verena Reichel*

VII  
MÄNNER UND FRAUEN

NORWEGISCHES VOLKSMÄRCHEN  
DIE TROLLFRAU

*Vielleicht ist es kein Zufall, dass die Emanzipation der Frauen in Skandinavien weiter fortgeschritten ist als bei uns: Schon in den skandinavischen Märchen gibt es starke Frauen, die ihre Kräfte klug einzusetzen wissen.*



Vor langen, langen Jahren wohnten einmal zwei  
alte wohlhabende Leute auf einem Hof oben in  
Hadeland. Die hatten einen Sohn, der war Dra-  
goner\* und ein großer hübscher Kerl. Im Gebirg hatten  
sie eine Alm, und die war nicht wie die meisten Senn-  
hütten, sondern schön und solid gebaut und hatte sogar  
einen Schornstein und ein Dach und Fenster. Da oben  
wurde den ganzen Sommer gehaust, aber wenn sie im  
Herbst heimgezogen waren, so merkten die Holzhauer  
und Jäger und Fischer und wer sonst um diese Zeit im  
Wald zu tun hatte, dass das Bergvolk da sein Wesen trieb  
mit seiner Herde. Und bei denen war ein Mädchen, die  
war so wunderschön, wie sie niemals etwas Ähnliches ge-  
sehen hatten.

Davon hatte der Sohn oft gehört, und in einem Herbst,  
als sie von der Alm schon zu Hause waren, da zog er seine

volle Uniform an, sattelte sein Dienstpferd, steckte seine Pistolen in die Satteltasche und so ritt er hinauf. Als er gegen die Alm zukam, da brannte in der Sennhütte ein solches Feuer, dass es über alle Wege hin leuchtete, und da merkte er wohl, dass die Bergleute darin waren. Da band er sein Pferd an eine Tanne, nahm eine Pistole aus der Satteltasche und schlich an die Hütte heran und schaute durchs Fenster; darin saßen ein alter Mann und eine Frau, die waren ganz krumm und zusammengeschrumpft vor Alter und so unerhört hässlich, wie er nie etwas in seinem Leben gesehen hatte; aber es war auch ein Mädchen dabei, die war so wunderschön, dass er sich stracks in sie verliebte und meinte, er könne nicht leben ohne sie. Alle hatten Kuhschwänze und das schöne Mädchen auch. Er konnte sehen, dass sie eben erst gekommen waren, denn es war noch alles in Unordnung. Das Mädchen war dabei, den hässlichen Alten zu waschen, und die Frau machte Feuer unter dem großen Käsekessel am Herd.

In dem Augenblick stieß der Dragoner die Tür auf und schoss gerade über dem Kopf des Mädchens seine Pistole ab, sodass sie zu Boden taumelte. Aber da wurde sie auf einmal so hässlich, wie sie zuvor schön gewesen war, und eine Nase bekam sie, so lang wie ein Pistolenfutteral.

»Jetzt kannst du sie nehmen, jetzt gehört sie dir«, sagte der alte Mann. Aber der Dragoner war wie festgewachsen; wo er stand, da stand er und konnte keinen Schritt tun, weder vor- noch rückwärts. Da fing der Alte an, das Mädchen zu waschen; und da wurde sie ein bisschen ansehnlicher:

die Nase war nur noch halb so groß und der hässliche Kuhschwanz wurde hinaufgebunden, aber schön war sie nicht, das hätte nur ein Lügner behaupten können.

»Nun gehört sie dir, mein stolzer Dragoner, setz sie nun vor dich aufs Pferd und reite in die Stadt und halte Hochzeit mit ihr. Aber für uns kannst du in der kleinen Kammer im Backhaus decken, denn wir wollen nicht mit der übrigen Hochzeitsgesellschaft zusammen sein«, sagte das alte Scheusal, ihr Vater; »aber wenn der Teller umgeht, kannst du auch bei uns vorsprechen.«

Er wagte nichts anderes zu tun und nahm sie mit vor sich auf das Pferd und richtete die Hochzeit her. Aber bevor sie zur Kirche gingen, bat die Braut eine von den Brautjungfern, sie möchte sich gut hinter sie stellen, damit niemand sehen könnte, wie ihr Schwanz abfiele, wenn der Priester ihre Hände zusammenlegte.

Also wurde die Hochzeit gefeiert, und als der Teller umging, ging der Hochzeiter hinaus in die Kammer, wo für die alten Leute vom Berg gedeckt war. Diesmal sah er dort nichts, aber als die Hochzeitsgäste gegangen waren, lag so viel Gold und Silber da und ein solcher Haufen Geld, wie er noch nie beisammen gesehen hatte.

Nun ging es lange Zeit schön und gut; jedes Mal, wenn Gäste da waren, deckte die Frau für die alten Leute draußen in der Kammer, und jedes Mal lag so viel Geld da, dass sie bald nicht mehr wussten, was sie damit anfangen sollten. Aber hässlich war sie und hässlich blieb sie und er war ihrer herzlich überdrüssig. So konnte es nicht aus-

bleiben, dass er zuweilen böse war und ihr mit Schlägen und Püffen drohte.

Einmal wollte er in die Stadt; und da es Herbst und schon gefroren war, so sollte das Pferd erst beschlagen werden. Also ging er in die Schmiede – denn er war selbst ein tüchtiger Schmied –, aber wie er es auch anstellte, so war das Hufeisen entweder zu groß oder zu klein und wollte durchaus nicht passen. Er hatte kein anderes Pferd zu Hause und mühte sich ab bis zum Mittag und bis in den Nachmittag hinein.

»Wirst du denn niemals mit dem Beschlagen zu Streich kommen?«, sagte die Frau. »Du bist schon kein sonderlich guter Mann, aber du bist noch ein viel schlechterer Schmied. Da bleibt mir nichts anderes übrig, als dass ich selbst in die Schmiede gehe und das Pferd beschlage; dieses Eisen ist zu groß, das müsstest du kleiner machen, und dieses hier ist zu klein, das müsstest du größer machen.«

Sie ging in die Schmiede, und das Erste, was sie tat, war, dass sie das Hufeisen in beide Hände nahm und geradebog.

»Da schau her«, sagte sie, »so musst du es machen.« Damit bog sie es wieder zusammen, als ob es aus Blei wäre. »Jetzt halte das Bein her«, sagte sie und das Hufeisen passte so aufs Haar, dass der beste Schmied es nicht besser hätte machen können.

»Du hast ja ganz gehörige Kräfte in den Fingern!«, sagte der Mann und schaute sie an.

»Meinst du?«, gab sie zur Antwort. »Wie glaubst du denn, dass es mir gegangen wäre, wenn du solche Kräfte hättest? Aber ich habe dich viel zu lieb, als dass ich meine Kräfte gegen dich brauchen sollte«, sagte sie.

Und von diesem Tag an war er der beste Ehemann.

*Deutsch von Klara Stroebe und Reidar Th. Christiansen*



## GLOSSAR

### ALEURONAT

Ein Backpulver, das aus Getreidekeimen gewonnen wird. Es wurde 1880 von der Stärkefabrik R. Hundhausen in Hamm entwickelt und durch die Berichterstattung über die Nansen-Expedition bekannt. Bis heute eine Zutat in Brot für Diabetiker.

### ANDERSEN, HANS CHRISTIAN

1805 – 1875. Dänischer Dichter, der durch seine zahlreichen Kunstmärchen weltberühmt wurde. Die Märchen erschienen bereits 1840 in deutscher Übersetzung.

### ANILINSTIFT

Auch Kopierstift genannt. Schreibgerät, das eine Miene mit dem Farbstoff Anilinblau enthält. Man kann von Schriftstücken, die mit einem Anilinstift geschrieben wurden, mithilfe einer Presse Kopien anfertigen. Zudem ist der Stift dokumentenecht und wurde vor der Erfindung des Kugelschreibers häufig für Unterschriften verwendet.

### ARNOLDBSON, KLAS PONTUS

1844 – 1916. Ein schwedischer Autor, Journalist und Politiker, der 1908 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde für seine Bemühungen um eine friedliche Lösung im Konflikt zwischen Norwegen und Schweden Ende des 19. Jh. Er war einer der Vordenker bezüglich einer Union der europäischen Staaten.

### ASEN

Die nordischen Götter.

### BJÖRK, ANITA

1923 – 2012. Schwedische Schauspielerin.

### BLINDSCHÄREN

Knapp unter der Wasseroberfläche liegende Felsen, die meist nur durch die an ihnen aufsteigende Brandung zu erkennen sind.

### BLIXEN, TANIA

1885 – 1962. Tania (Karen) Blixen wurde auf dem alten Familienbesitz Rungstedlund in Nordseeland, Dänemark, geboren. Gemeinsam mit ihrem Mann, dem schwedischen Baron Bror Blixen, führte sie eine Kaffeefarm in Kenia. Dort begann sie auch zu schreiben. Einen Großteil ihrer Werke verfasste sie in englischer Sprache, um sie später selbst ins Dänische zu übertragen. Heute ist Tania Blixen in erster Linie durch den Film *Jenseits von Afrika* bekannt, der in freier Anlehnung an ihre afrikanischen Erzählungen ihre Lebensgeschichte schildert. Sie gilt aber auch als eine der größten Dichterpersönlichkeiten Skandinaviens. Als Hemingway 1954 den Literaturnobelpreis erhielt, bemerkte er in seiner Dankesrede, Tania Blixen wäre des Preises würdiger gewesen als er.

### BLUTBROT

Eine blutwurstähnliche Fleischpastete, die mit Buchweizenmehl gebunden wird.

### BRANDT, WILLY

1913 – 1992. Deutscher sozialdemokratischer Politiker, Regierender Bürgermeister von Berlin, Außenminister und Bundeskanzler. Erhielt 1971 den Friedensnobelpreis für seine Ostpolitik.

### BRUKSINSPEKTOR

Ein Fabrikinspektor.

### CHANNING, WILLIAM ELERY

1780 – 1842. Ein amerikanischer Geistlicher und Anhänger der christlichen Strömung des Unitarismus.

### DALARN(A)

Eine Landschaft in Mittelschweden, nördlich von Stockholm.

### DAL-ELF

Fluss in Dalarna.

### DRAGONER

Ein berittener Soldat.

### DREISSIGJÄHRIGER KRIEG

1618 – 1648. Krieg um die Vormachtstellung in Deutschland und Europa. Zugleich auch ein Religionskrieg zwischen der katholischen Liga und der protestantischen Union. Ein Großteil der Feldzüge und Schlachten fanden auf dem Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation statt. Dabei wurden ganze Landstriche verwüstet und in der Folge von Hungersnöten und Seuchen entvölkert.

### EDDA

Zwei verschiedene literarische Werke, die im 13. Jh. im christianisierten Island auf Altisländisch verfasst wurden (ältere und jüngere Edda). Sie beinhalten beide skandinavische Götter- und Heldensagen.

### EKBERG, ANITA

Geboren 1931. Schwedische Schauspielerin und Fotomodell der 50er- und 60er-Jahre.

### ENA-ELF

Ein kleiner Fluss im schwedischen Jämtland.

### ENQUIST, PER OLOV

Geboren 1934. Der schwedische Schriftsteller ist in Deutschland vor allem durch seinen Roman *Der Besuch des Leibarztes* bekannt. Neben zahlreichen anderen Romanen hat er aber auch Theaterstücke, Drehbücher und Kinderbücher verfasst. Wie der Protagonist seiner Geschichte *Der Mann im Boot* war auch P.O. Enquist im Jahr 1943 neun Jahre alt.

### FÄRÖER

Eine autonome Inselgruppe zwischen Schottland und Island, die der dänischen Krone untersteht. Die Bewohner betrachten sich aber nicht als Dänen, sondern als eigenes Volk und Nachfahren der Wikinger. Die färöische Sprache ist dem Norwegischen und Isländischen verwandt.

### FALUNROT

Eine Dispersionsfarbe für den Außenbereich in dem für Schweden charakteristischen dunkelroten Farbton. Der Begriff rührt von dem schwedischen Ort Falun her, in dem sich eine Kupfermine befand. Die Pigmente der Farbe waren ein Abfallprodukt des Kupferbergbaus. Ursprünglich wurde die Farbe verwendet, um bei den einfachen Holzhäusern die Farbe der vornehmeren Backsteinhäuser nachzuahmen.

### FENRISWOLF

Der Sohn des Gottes Loki und der Riesin Angrboda – ein Riesenwolf, der auch für die nordischen Götter eine Gefahr darstellte.

### FIEREN

In der Seemannssprache das kontrollierte Ablaufenlassen eines Taus, um ein Segel einzuziehen.

### FJÄLL

Das schwedische *fjäll* (norwegisch  *fjell* ) bedeutet »Gebirge«. Im Deutschen wurde das Wort übernommen, um das Hochgebirge mit weiten Hochflächen oberhalb der Baumgrenze im westlichen und nördlichen Skandinavien zu bezeichnen.

## QUELLENANGABEN

Hans Christian Andersen, *Sämtliche Märchen* © Verlag J.F. Hartknoch, Leipzig daraus: Die kleine Seejungfrau“, leicht gekürzte und modernisierte Fassung Ernst Moritz Arndt, *Reise durch Schweden im Jahr 1804*, Dritter Teil, Berlin 1806 daraus: S. 215–218 Tania Blixen, *Gespensterpferde. Nachgelassene Erzählungen* © Hirnstorff Verlag, Rostock 1982 daraus: Der dicke Mann, S. 120–129 Johann Bojer, *Der Verstrickte* © C.H. Beck, München 1932 daraus: Die Fischer Willy Brandt, *Links und frei. Mein Weg 1930–1950* © Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg 2012 daraus: Doppeltes Exil, S. 297–298 und 310–313 Tor Åge Brinsvaerd, *Die wilden Götter. Sagenhaftes aus dem hohen Norden* © Eichborn Verlag, Frankfurt 2001 daraus: Ein Riese so groß wie die ganze Welt/Odin, der Allvater Tilmann Bünz, *Wer die Kälte liebt. Skandinaviern für Anfänger* © btb, München 2008 daraus: Mit dem Bücherbus durch Lappland Peter Egge, *Gesammelte Schilderungen aus dem Volksleben, Samlede folkelivsskildringer, Oslo 1906* daraus: Wie Peter Solberg heimkam Per Olov Enquist, *Zwölf Geschichten für Kinder* © Gertraud Middelhaue Verlag, Köln 1972 daraus: Der Mann im Boot Theodor Fontane, *Gedichte* © Cotta, Stuttgart/Berlin 1905 daraus: Der 6. November 1632 Bertold Franke, *Merkur*, Heft 706 © Klett-Cotta, Stuttgart 2008 daraus: Das Bullerbü-Syndrom Nina Freytag, *Lesereise Norwegen* © Picus, Wien 2004 daraus Deutschenkind (S. 57–66) und Frauenwunder (S. 74–79) Lars Gustafsson, *Ein Vormittag in Schweden. Ausgewählte Gedichte* © Hanser, München 1998 daraus: Der Aal und der Brunnen Knut Hamsun, *Ein Lebensfragment. Erzählungen* © Paul List, München 1989 daraus: Kleinstadtleben Gunnar Herrmann, *Elchtest – Ein Jahr in Bullerbü* © Ullstein, Berlin 2010 daraus: Sprechen Sie Skandinavisch (S.287–290) Edmund Jacoby, *Mythen und Sagen des Nordens* © Gerstenberg, Hildesheim 2007 daraus: Was uns die Wochentagsnamen sagen Hjalmar Johansen, *Nansen und ich auf 86° 14'*, Leipzig 1898 daraus: Weihnachten am Nordpol (Kap. 15) Rasso Knoller, *Lesereise Schweden* © Picus, Wien 2007 daraus: Eine Lesbe, bitte (S. 40–47)/Und die Welt bleibt draußen (S. 54–58) Selma Lagerlöf, *Nils Holgersons wunderbare Reise durch Schweden*, München 1920 daraus: Die Geschichte der Kerstis vom Moore (S. 282–285) Waltraud Levin, *Nordische Göttersagen* © Loewe, Bindlach 2007 daraus: Anfang und Ende der Welt Astrid Lindgren, *Ferien auf Saltkrokan* © Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg 1992 daraus: Ein Tag im Juni (S. 5–7) Astrid Lindgren, *Immer dieser Michel* © Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg 1972 daraus: Das große Aufräumen von Katthult (S. 187–191) Astrid Lindgren, *Die Kinder aus Bullerbü* © Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg 1988 daraus: S.194–198 Bodil Malmsten, *Unter Mördern und Elchen. Neues aus Schweden von Mankell bis Edwardson* @ Piper, München 2003 daraus: Opa und die Statistik (S. 121–127) Jo Nesbø, *Mittsommernachtsliebe. Die schönsten erotischen Geschichten aus Skandinavien* © Piper, München 2003 daraus: Die MS Hitra (S. 131–138) Rainer Maria Rilke, *Buch der Bilder. Erstes Buch 1898–1906* daraus: Abend in Skåne Birgit Sippel-Amon, *Ein Reiselesebuch* © Ellert & Richter, Hamburg 2009 daraus: Das Märchen von der kleinen Meerjungfrau an der Langelinie S. 81–86 (gekürzt) Andrea Tebart, *Nordis Magazin 6/12* daraus: Das Wasser des Lebens S.58/59 *Norwegische Volksmärchen* © Diederichs, München 1967 daraus: Der Ursprung der Unterirdischen/Die Trollfrau *Isländersagas 2*, © Fischer, Frankfurt 2011 daraus: Die Saga von den Leuten aus dem Laxárdal S. 571–578

Alle Rechte vorbehalten  
© 2014 Grubbe Media GmbH, München  
[www.grubbemedia.de](http://www.grubbemedia.de)

In Kooperation mit:  
SOS-Kinderdörfer weltweit  
Hermann-Gmeiner-Fonds Deutschland e.V.  
[www.sos-kinderdoerfer.de](http://www.sos-kinderdoerfer.de)

Herausgeberin: Kattrin Stier  
Einbandgestaltung, Satz und Layout: [agenten.und.freunde](http://agenten.und.freunde), München, [a-u-f.de](http://a-u-f.de)  
Lektorat: Stefan Wendel  
Illustrationen: Sophie Hölle  
Druck: Drogowiec-PL, Polen

ISBN: 978-3-942194-13-6

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet unter [www.dnb.de](http://www.dnb.de) abrufbar.